Betrachtungen über die gegenwärtige Taktik der drei Waffen und ihre Zukunft.

II.

Infanterie. — Artillerie. — Kavallerie (Schluß).

Von

Baron d'Azémar,
Oberst des 6. Lancierregiments.

Aus dem Französischen.

Naumburg, 1862.
Druck und Verlag von C. Pätz.

Leipzig, Wolfgang Gerhard.

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Von der Infanterie.

Ihre gegenwärtige Taktik.

Omne robur in pedite.

Tacitus.

Die Infanterie bildet die Hauptkraft der neueren Heere.

Art militaire.

Ueber die Taktik des Infanteriegefechts ist so viel hin und her gestritten worden, daß ich den Gegenstand für abgenutzt gehalten habe; aber verschiedene Bemerkungen haben mich auf den Gedanken gebracht, daß es doch nöthig ist, darauf zurückzukommen.

Marschall Bugeaud.

Wenn wir uns keiner Selbsttäuschung hingeben, glauben wir in dem ersten Theile dieser Schrift*) gezeigt zu haben, daß die Taktik der Reiterei in Folge der neuerlichen Vervollkommnung der Schußwaffen nicht von Grund aus umgestaltet werden wird und daß sich die Veränderungen in den Einzelnheiten, welche in der Kampfweise dieser Waffe eintreten dürften, erst nach einem Kriege bestimmen lassen, in welchem die Reiterei die ihr zukommende wichtige Rolle gespielt hat.

Ist es ebenso mit der Infanterie? — Werden die bisher anerkannten Grundsätze ihrer Taktik verändert werden, oder aufrecht erhalten bleiben? — Welches endlich sind die Veränderungen, welche man in der Art, Infanterie in's Gefecht zu führen, vorzunehmen hat?

Das sind die Fragen, welche wir zu besprechen gedenken — wir sagen nicht zu lösen; — aber ehe wir die Betrachtungen mittheilen, die uns zu dem Glauben veranlassen, daß die Taktik der Infanterie ebenso-

*) Den zweiten Theil, lediglich eine Kritik des französischen Exerzirreglements enthaltend, mußten wir für ungeeignet zu einer Uebertragung in's Deutsche halten.

Anmerkung des Uebersetzers.

wenig wie die der Reiterei tiefgreifende Veränderungen zu erleiden haben wird, müssen wir uns erst mit den Officieren auseinander setzen, welche sagen und schreiben, die Taktik der Infanterie werde in Zukunft Nichts als ein blindes Draufgehen sein, das sich mit den Worten zusammenfassen lasse: Trommler!... Sturmmarsch!... Fällt das Bajonett!...

Zur Unterstützung dieser Meinung führt man den letzten Feldzug in Italien an, wo man, wie diese Herren behaupten, kein taktisches System befolgt und wo sich Alles auf einen gewissen Takt, die Truppen mit sich fortzureißen und den Feind kühn mit dem Bajonett anzugreifen, beschränkt habe.

Wir möchten zuerst darauf hinweisen, daß, wenn in dem italienischen Feldzug des Jahres 1859 die verbündete Armee — die Franzosen und Piemontesen — häufig vom Bajonett Gebrauch gemacht hat, dies an Verhältnissen liegt, welche diesem Feldzuge eigenthümlich waren — daß sie es weder anders, noch besser machen konnte, als sie es gemacht hat, und daß demnach das Beispiel dieses kurzen, aber ruhmreichen Feldzugs nicht als Beweis für ihre Meinung gelten kann.

Seit der Schlacht von Speier, im Jahre 1703, wo die Infanterie zuerst mit dem Bajonett auf der Flinte angriff, und hauptsächlich seit dem häufigen Gebrauch, den die Heere der Republik und des Kaiserreichs davon gemacht haben, ist diese drohende und mörderische Waffe in der Hand der französischen Soldaten von unsern Feinden sehr gefürchtet worden. Die östreichische Armee war bei Beginn des Feldzugs von dieser Scheu nicht frei.

Als die Truppen des Generals Stadion über den Po gingen und eine Recognoscirung gegen Montebello vorschoben, war die Division Forey zerstreut. Unsere Bataillone kamen nur nach einander mit wenig Patronen, die bald verschossen waren, auf den Kampfplatz, und da der Feind der Zahl nach viel stärker war, mußten wir die numerische Stärke dnrch Kampfesbegeisterung und Energie ersetzen, wenn wir nicht vernichtet sein wollten; es wurde daher zu einer Nothwendigkeit, lebhaft mit blanker Waffe anzugreifen; — und das geschah: Trommler!... Sturmmarsch!... Fällt das Bajonett!

Später, bei Palestro, konnte das dritte Zuavenregiment, das, mit dem König Victor Emanuel in seinen Reihen, an der Spitze des piemontesischen Heeres focht, nicht anders handeln, immer wieder in Folge der

überlegenen Streitkräfte des Feindes. Dieses tapfere Regiment warf sich, wie durch eine magnetische Bewegung, mit gefälltem Bajonett auf die Oestreicher und verrichtete die schönste Waffenthat, welche jemals die Fahne Frankreichs geehrt hat.

Diese beiden ersten Gefechte, glückliche Einleitungen des Feldzugs, verschafften dem Bajonett der Franzosen einen schrecklichen Ruf; und in der That bei Magenta, sowie unsere Truppen den Ruf „zum Bajonett!" vernehmen ließen, machten ganze Bataillone Kehrt und streckten zuweilen sogar die Waffen. Es ist bekannt, daß wir in dieser Schlacht 7000 Gefangene machten.

Nach solchen Vorgängen darf man sich nicht wundern, daß bei Solferino, wo der Feind Stellungen einnahm, welche man nur mit großer Hingebung und unglaublicher Kampfesbegeisterung einnehmen zu können hoffen durfte, unsere Truppen die Schlacht nur durch einen Bajonettangriff beendigen konnten.

Wirklich wollte nach fünf vergeblichen Sturmangriffen auf Solferino der Kaiser, über einen so hartnäckigen Widerstand erstaunt, selbst die Oertlichkeit besichtigen und die Truppen in Person in's Gefecht führen.

Mitten im feindlichen Kugelregen gab Napoleon III. das Beispiel der Kaltblütigkeit und Ruhe. Die von der Anwesenheit des Kaisers begeisterten Soldaten raffen sich zu einer verzweifelten Anstrengung auf. Alle Corps, die bereits im Gefecht gewesen sind, vereinigen sich; Zuaven, Jäger, Grenadiere, Voltigeurs, Infanteristen aller Regimenter reihen sich ohne Unterschied, unter dem Befehl von Offizieren aller Waffen, in die Glieder ein; — die Voltigeurs der Kaisergarde bilden den Rückhalt.

Halb ein Uhr ertönt von Trommeln und Signalhörnern der Sturmmarsch. Die ganze Masse, von den Hindernissen, die sie gefunden, bis zur höchsten Kampfeswuth gesteigert, stürzt mit dem Bajonett und dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" auf den Feind. Nichts kann die Begeisterung unserer tapferen Infanteristen aufhalten. Die Wege sind rein gefegt, die Batterien erobert, das Schloßthor eingeschlagen und während man die Bedienungsmannschaften der Geschütze, die sich nicht ergeben wollen, neben diesen niederstößt, wird der Thurm erobert und gleichzeitig fällt auch die Höhe des Kirchhofs in unsere Gewalt.

Diese gedrängte Darstellung der merkwürdigsten Episode des Feldzugs von 1859 zeigt, daß der heldenhafte Muth unserer Truppen und das Vertrauen, das sie in ihre Bajonette setzten, nothwendig waren, um die östreichische Armee erst bis an den Fuß der Höhen zurückzudrängen

und dann diese unnahbaren Stellungen, ganz von Batterien bedeckt, welche sie mit einem Kartätschenhagel begrüßten, wegzunehmen.

Die östreichische Armee hatte keine Tornister, während unsere Truppen Lebensmittel, Zelt und Gepäck zu tragen hatten; die ganze feindliche Armee, der unsrigen an Zahl sehr überlegen, war im Gefecht, während die Hälfte des französischen dritten Corps in Unthätigkeit blieb, was für das Gefecht unsere numerische Stärke verminderte. In einer solchen Lage hat man nur das Bajonett, um diese Menschenmauern umzuwerfen. Nur mit dem Bajonett kann man einen Berg erstürmen, der von allen Seiten Feuer speit.

Der Bajonettangriff war daher in diesem ganzen Feldzug eine Nothwendigkeit; aber seine Anwendung war nur so häufig in Folge der besonderen Verhältnisse, auf die wir aufmerksam zu machen versucht haben.

Von da bis zu dem Schluß, daß der Bajonettangriff in Zukunft jeden Grundsatz der Kriegskünste der taktischen Wissenschaft ausschließen werde, ist es jedoch noch sehr weit. Im Gegentheil wird die Kriegskunst um so nothwendiger werden, als es bei diesen ausgedehnten Schlachtfeldern schwieriger wird, die Bewegungen der Truppen zu leiten, das Ineinandergreifen zu erhalten und für gegenseitige Unterstützung zu sorgen. Dies verlangt mehr Wissenschaft und Beobachtungsgabe bei allen Offizieren, selbst bei denen niedrigerer Grade; — trotzdem wird der Bajonettangriff wie immer das letzte Wort der Taktik der Infanterie bleiben.

Wir sagten eben, daß die Anwendung des Bajonetts nicht die taktischen Grundsätze und Combinationen ausschließt; — der Feldzug von 1859 liefert uns wieder ein sehr bemerkenswerthes Beispiel zum Beweis für unsere Behauptung.

Man weiß durch den offiziellen Bericht des Marschall Niel, daß gegen Ende der Schlacht von Solferino, als der Feind zu weichen anfing und der ungestüme Bajonettangriff überflüssig geworden war, General Trochu seine Division schachbrettförmig in geschlossenen Bataillons aufstellte, auf den Feind mit eben so viel Ordnung und Kaltblütigkeit wie auf dem Manöverplatz losging und von Casanuova bis halbwegs Guidizzilo vordrang, nachdem er zahlreiche Gefangene gemacht und zwei Geschütze erobert hatte.

Diese Waffenthat beweist, daß das von der Armee in Italien befolgte Kriegssystem mit der Anwendung taktischer Dispositionen durchaus nicht unverträglich ist.

Ebenso zeigt diese Thatsache, wie unbegründet der den Generälen und höheren Offizieren gemachte böswillige Vorwurf ist, daß es in dem italienischen Feldzuge nur einen Befehlshaber — den Kaiser — und Kämpfer — die gemeinen Infanteristen — gegeben habe, und daß die Generäle ohne Schaden in ihren Zelten hätten bleiben können.

Man glaube daher ja nicht, daß das Bajonett und die große Tragweite der neuen Schußwaffen beitragen werde, eine Entartung der Kriegskunst herbeizuführen; wir sind der Meinung, daß ihre Prinzipien, sowohl was die Infanterie, als was die Reiterei und Artillerie betrifft, dieselben bleiben werden, die in den Kriegen des ersten Kaiserreichs ihre Bestätigung gefunden haben, abgerechnet einige Umgestaltungen im Einzelnen. Wir wissen freilich, daß diese Meinung sehr bestritten wird, aber wir haben für uns den General Jomini, dessen Urtheilsfähigkeit gewiß Niemand anzweifeln wird.

Diesen militairischen Schriftsteller ersten Ranges, erzählt General de B..., fragte während seines Aufenthaltes in Paris 1851 eine hochgestellte Person, ob er nicht glaube, daß die Vervollkommnung der Schußwaffen große Veränderungen in der Kriegführung zur Folge haben werde.

General Jomini gab darauf zur Antwort, „auf die Einzelnheiten der Taktik würde dieser Fortschritt wahrscheinlich einigen Einfluß ausüben, aber in den großen strategischen Operationen und in den großen Schlachtencombinationen sichere man sich den Sieg durch die Grundsätze, welche die großen Feldherren aller Jahrhunderte, Alexander und Cäsar so gut wie Friedrich II. und Napoleon I. zum Sieg geführt hätten.“ Der General hat seitdem versichert, daß die heldenmüthigen Kämpfe um Sebastopol in seiner Meinung Nichts geändert hätten.

Sollte der Feldzug von 1859 in dem Urtheil des ausgezeichneten Generals Etwas geändert haben? Wir für unsern Theil glauben es nicht.

Um unsere Ansicht zu beweisen, wollen wir noch einige Worte über diesen glorreichen Feldzug sagen, indem wir ihn unter dem strategischen Gesichtspunkt betrachten. Diejenigen, welche in diesem Kriege nur die Anwendung einer brutalen Taktik, eines blinden Drauflosgehens sehen und nicht die Anwendung der besten und größten strategischen

Grundsätze, haben unserer Ansicht nach über die einzelnen Ereignisse desselben sehr wenig nachgedacht und sie nicht genügend in ihrem Zusammenhang betrachtet.

Hat man z. B. bemerkt, mit welcher Geschicklichkeit zu Anfang des Feldzugs der Kaiser die am rechten Ufer des Po hinlaufende Eisenbahn von Casale nach Stradella zu benutzen verstanden hat, indem er die Oestreicher glauben machte, er wollte ihre Linke bei Montebello umgehen, während er alle seine Streitkräfte bei Casale sammelte, um sich den Uebergang über den Tessin und die Straße nach Mailand zu sichern?

Nach dieser weit ausgreifenden Frontveränderung, die eine Operation hoher Taktik von der größten Wichtigkeit war, war die Marschordnung des verbündeten Heeres folgende:

Die Linke, an die Alpen gelehnt, war durch Garibaldi's Freischaaren gesichert und war dem Rest der Armee voraus; — weiter rechts und weiter rückwärts kam die piemontesische Armee; — dann die französische Armee, welche das Centrum und die Rechte der ganzen Linie bildete.

Diese Formation bot den unbestreitbaren Vortheil der keilförmigen Schlachtordnung, als Gegensatz zur zangenförmigen betrachtet, dar. Diese Aufstellung der Armee, die man mit der acies cuneata der Alten vergleichen könnte, bestand aus einer gebrochenen Linie, die der Feind mit mehreren Colonnenspitzen bedrohte. Es war unserer Ansicht nach die beste Anordnung, welche der Oberbefehlshaber einer Armee treffen konnte, die so zahlreich war, wie die verbündete. — Was aus dieser großartigen Schlachtordnung folgen mußte, ist leicht zu begreifen: — war erst der rechte Flügel der Oestreicher zurückgedrängt, so gehörten die Quellen der Zuflüsse auf dem linken Ufer des Po uns.

Die Sesia war von den Piemontesen überschritten, als die französische Armee vor Palestro ankam, um ihre Verbündeten zu unterstützen, wenn sich das Bedürfniß danach fühlbar gemacht hätte. In der That wohnte das Corps des Marschall Canrobert der Schlacht in Reserve bei, vollkommen bereit, dem König Victor Emanuel Hülfe zu leisten.

Während wir den Feind bei Magenta schlugen, hatte der äußerste linke Flügel der Armee, der bereits vor den Thoren von Brescia stand, längst den Tessin überschritten. Zwei Tage vor der Schlacht ging die Division der Gardevoltigeurs, unter dem Befehl des Generals Camou, bei Turbigo über den Fluß; am 3. Mai kam die Reihe an das zweite Corps unter dem General Mac Mahon, der sich in der großen Schlacht des darauf folgenden Tages den Marschallsstab und den Titel „Herzog

von Magenta" verdiente; am 4. endlich bewerkstelligte der Rest des Heeres den Uebergang und trug den Sieg davon.

Darf man alle diese strategischen Combinationen, die wir nur angedeutet haben, für Nichts rechnen? — Sieht man nicht die Wirkung der von dem Kaiser angeordneten Aufstellung der Armee in den von uns umgangenen und von den östreichischen Besatzungen ohne Schwertstreich geräumten Festungen, welche die Uebergänge über die Zuflüsse auf dem linken Ufer des Po vertheidigen, Pavia, Lodi, Pizzighettone, Cremona? — Ist dies nicht ein ausgezeichneter Erfolg?

Der letzte italienische Feldzug kann demnach den Anhängern der Meinung, daß die Taktik der Infanterie nur noch in einem blinden Drauflosgehen bestünde, daß die Kriegskunst in der Entartung begriffen sei und daß man die bisher angenommenen Grundsätze der Taktik und Strategie von Grund aus umgestalten müsse, durchaus nicht als Beweis dienen.

Untersuchen wir jedoch, welches die secundären Grundsätze der Taktik sein können, in denen in Folge der großen Tragweite der Schußwaffen eine Aenderung eintreten würde.

Der preußische General von Brandt, Verfasser scharfsinniger Bemerkungen über die Brochure des Generals Jomini „über die Formation der Truppen für das Gefecht," sagt in seinem Schriftchen:

„Die große Tragweite der neueren Waffen gestattet, das Gefecht schon von Weitem einzuleiten. Ohne die größte Umsicht können daher alle Linien gleichzeitig einem vernichtenden Feuer ausgesetzt sein. Die Aufstellung der Truppen, die nicht unmittelbar in Linie stehen, erfordert eben so viel Sorgfalt, wie die Aufstellung der im Gefecht befindlichen."

. . . „Der einzige Rath, den ich zu geben habe, ist, die Truppen so viel als möglich vor dem feindlichen Feuer gedeckt aufzustellen, ohne sie jedoch zu sehr zu entfernen, um sie immer bei der Hand zu haben. Alle Streitereien darüber tragen übrigens das Gepräge des Unvollständigen, so lange ein längerer und häufigerer Gebrauch nicht das Urtheil befestigt hat."

Diesen einsichtigen Rathschlägen können wir nur die Empfehlung hinzufügen, zu tiefe Colonnen zu vermeiden; denn die neue Kugel richtet

bei ihrer sehr großen Schnelligkeit und sehr großen Percussionskraft in den Massen schreckliche Verheerungen an.

Diese Grundsätze der Vorsorge sind allgemein und gelten für die Reiterei so gut wie für die Infanterie. Durch die Vernachlässigung derselben haben die Oestreicher in ihrer Reserve, in welcher unsere schweren Geschütze ein schreckliches Blutbad angerichtet hatten, bei Solferino so große Verluste erlitten.

„Die kleinen Colonnen," sagt derselbe Schriftsteller, „sind unter den gegenwärtigen Verhältnissen allein anwendbar; es handelt sich nur darum, sich über ihre Formation zu verständigen."

Die Einen verlangen volle, die Anderen halbvolle Colonnen. In letzterem Falle, wenn ein Bataillon nur drei Divisionen hat, ist blos die erste deployirt und die beiden anderen stehen in Sectionscolonne hinter den Flügeln der ersten. Der Stab, die Tamboure, überhaupt alle Nichtstreitenden bleiben in dem leeren Raum in der Mitte. Die „Grundsätze über die Kriegskunst" sprechen sich für diese Formation aus, sowie auch das Exerzirreglement für die französische Reiterei.

Was die Colonnen auf die Mitte betrifft, so billigt sie der preußische General nicht: — „Ich glaube," sagt er, „daß eine Zeit kommen wird, wo sie weniger Verwendung finden werden; denn die Vortheile, die sie in einigen Hinsichten darbieten, sind sehr geringfügig im Vergleich mit ihren Nachtheilen. Sie sind dem feindlichen Feuer zu sehr ausgesetzt, auf einem nur ein wenig schwierigen Terrain schwer zu bewegen und, wenn sie einmal in Unordnung gerathen sind, sehr schwer wieder zu formiren."

Es gilt nun, den Zwischenraum festzustellen, der zwischen den verschiedenen Colonnen bleiben soll. General Jomini verlangt genug Abstand, um aufmarschiren zu können; andere militärische Autoritäten sind nicht dieser Meinung. Marschall Bugeaud spricht sich zu Gunsten großer Abstände aus.

Der berühmte Herzog von Isly äußert sich über die kleinen Colonnen und ihre Abstände folgendermaßen: „Die Einführung der Schußwaffen hat das Aufgeben der tiefen Schlachtordnung, als der gewöhnlichen, zur gezwungenen Folge gehabt, weil man von dem Feuer, der Hauptkraft, nur in dünner Schlachtordnung Gebrauch machen kann."

Die Schlachtfelder sind nothwendiger Weise sehr ausgedehnt. Das ist ein unvermeidlicher Uebelstand.

— Aber, wirft man ein, wie kann man eine deployirte Division im Gefecht überwachen? Besser ist es, man hat seine Truppen in der Hand. — Ich antworte, daß der Uebelstand geringer ist, als für den Befehlshaber einer Armee, der oft ein Schlachtfeld von $1\frac{1}{2}$ Stunde hat. Er kann nicht alle Theile desselben überwachen. Er überläßt dies seinen Unterbefehlshabern, und er versucht nicht, seine Truppen alle in seiner Hand zu haben, weil seine Front mindestens die gleiche Ausdehnung haben muß, wie die seines Gegners, wenn er nicht vortreffliche Anlehnungspunkte für seine Flügel hat.

Der Divisionsgeneral, der seine Division in zwei Linien aufgestellt hat, kann, wenn es sein muß, das Gefecht überwachen. Aber er muß auf seine Brigadegenerale, auf seine Obersten und auf alle Bataillonschefs zählen.

Trotz alledem ist die Aufgabe gewiß schwierig; aber man hat hier nur die Wahl zwischen Uebelständen, und das Schlimmste von Allem ist, Massen zu bilden; das schwere Geschütz decimirt sie, der Feind überflügelt sie, nimmt sie in die Flanke und in den Rücken und umschließt sie mit einem feurigen Gürtel. Die Masse fühlt jetzt ihre Schwäche; sie will sich entwickeln, sie versucht es vergebens; es ist unmöglich unter dem Hagel von Kugeln und Kartätschen; es entsteht Verwirrung, sie fängt an zu schwanken, sie flieht, und einige Schwadronen genügen, um sie vollständig zu vernichten.

Glaubt man unter gewissen Verhältnissen in Masse kämpfen zu müssen, so *müssen die Massen klein sein und sie müssen Deployirungsdistanz zwischen sich haben.*

Eine große Masse (oder Massen, die aus dicht auf einander geschlossenen Bataillonen in Masse bestehen) ist, sowie die Reiterei einmal auf sie einhaut, ebensogut verloren, wie eine kleinere Masse. Beweise dafür sind die Colonne von Fontenoy, Zach's Grenadiere bei Marengo, das Corps des Prinzen Ludwig von Preußen bei Saalfeld, die spanische Armee bei Ocana, die Division O'Donel bei Lerida, ein Armeecorps bei Waterloo: — dieses Corps und eine große Anzahl anderer wurden aus dem Felde geschlagen, weil sie große Massen oder große Carrés gebildet hatten.

Man muß daher die großen Massen für das Gefecht aufgeben, und ich behaupte, daß das Princip noch unbedingt gültig ist. Man kann nach den Verhältnissen nur zwischen der *Aufstellung in Linie* und der *in kleinen Colonnen mit Deployirungsdistanz* wählen.

Das sind die Grundsätze des Marschall Bugeaud.

Wir sahen weiter oben, daß die in der Taktik der Infanterie einzuführenden Veränderungen sich auf einige vorbeugende Rathschläge beschränkten, wenn die Truppen noch nicht im Gefecht sind. — Werden im Gefecht oder bei der Einleitung desselben die Veränderungen wichtiger sein? Das wollen wir jetzt untersuchen.

Nehmen wir an, um so einfach als möglich zu beginnen, ein Bataillon habe den Auftrag, Infanterie in ebenem Terrain anzugreifen; was thut es dann, in welcher Entfernung stellt es sich auf?

Sich 800 oder 600 Metres von der zu bekämpfenden Truppe aufzustellen, erscheint uns ebenso gefährlich als unklug, indem die Kugeln in dieser Entfernung mit den neuen Waffen eben so gut treffen, wie auf 200 oder 300 Metres mit den alten. Man setzte dabei seine Truppen zu lange einem mörderischen Kleingewehrfeuer aus, ehe man an den Feind herankäme.

Wir Franzosen müssen den zu bekämpfenden Truppen in einer Entfernung gegenüber gestellt werden, daß der Soldat in dem Augenblick, wo er die Geduld verliert, auf den Feind zu schießen, mit dem Bajonett angreifen und sich mit aller möglichen Begeisterung auf den Gegner stürzen kann.

Unserer Ansicht nach muß sich unser Bataillon höchstens 300 Metres vom Feinde aufstellen. In der That hindert die Tragweite der Waffen, so groß sie immer sei, durchaus nicht, rasch zum Nahgefecht überzugehen und den Kampf durch das Handgemenge zu entscheiden; — denn „es ist in einem Gefecht gegen die menschliche Natur, in einer zuwartenden Stellung zu bleiben, wenn sich die Möglichkeit zeigt, mit Glanz und Vortheil sie zu verlassen.

„Wer die Sachen nach ihrem richtigen Werthe würdigt, wer Gefechte mitgemacht hat, die lange Zeit mit Wuth fortgedauert haben, weiß, wie sehr die Moral der Truppen leidet, wenn sich die Erfolge ihrer Anstrengungn nicht bald ihren Augen zeigen.

„Der Heldenmuth erschöpft sich viel rascher, als man glaubt; die Religion des Erfolges verliert ihre Herrschaft; Alle werden durch einen dunkeln Trieb auf Selbsterhaltung hingewiesen."

Unter solchen Verhältnissen ist die Aufstellung der Truppen, ihre mehr oder minder große Entfernung vom Feinde, von der größten Wichtigkeit.

Die Aufstellung auf 300 Metres wird daher der auf 800 oder 600 Metres vorzuziehen sein.

Ist man mit uns über diesen Punkt einig, so wird man auch zugeben, daß es unter dieser Voraussetzung wenig ausmacht, ob das Gewehr 600, 800, 1000 oder 1200 Metres trägt, weil man sich dem Feinde bis auf seine alte Schußweite nähert. — Kaiser Napoleon III. hat übrigens zuerst den Satz aufgestellt: „die neuen Präcisionswaffen sind nur aus der Ferne gefährlich." *)

Da nun das Feuer in einer Entfernung von 300 Metres auf beiden Seiten sehr mörderisch ist, so darf man in dieser Aufstellung nur so kurze Zeit als möglich bleiben; — sowie sich die Gelegenheit günstig zeigt, muß man vorgehen und angreifen; der Zwischenraum wird rasch genug durchmessen, um dem Infanteristen allen wünschenswerthen Ungestüm und Kraft zu geben, wenn er mit dem Feind handgemein wird.

Zwei Fälle treten nun ein: — entweder der Feind fährt fort zu feuern und erwartet den Angriff stehenden Fußes, oder er geht dem Angreifer entgegen.

Im ersten Falle ist ihm der Angreifer weit überlegen und der Angegriffene wird nach kurzem Widerstande die Waffen strecken müssen.

Im zweiten Falle, wo der Feind, anstatt den Angriff stehenden Fußes zu erwarten, ebenfalls angreift, wird der Kampf erbitterter, und nur durch einen Anfall, der dem des Gegners an Kraft und Energie überlegen ist, kann man ihn in die Flucht schlagen.

Wenn man in Ausnahmeverhältnissen mit dem Angriff nicht der Erste sein kann, so ist es besser, mit Schießen aufzuhören, zu warten, bis der Feind auf 20 Schritt heran ist, eine allgemeine Salve zu geben und sich mit dem Bajonett auf die noch Widerstand Leistenden zu werfen. So ergreift man gewissermaßen wieder die Offensive.

Diese Grundsätze sind nicht neu, sie sind die der Generale des ersten Kaiserreichs, denen es gewiß nicht an langer und gründlicher Kriegserfahrung fehlte; es sind die des Marschall Bugeaud, die alle Generale der gegenwärtigen französischen Armee angenommen haben. Wir glauben nicht, daß die große Tragweite der Schußwaffen sie jemals wesentlich ändern kann.

Uebrigens brauchen wir uns nur auf Napoleon I. zu berufen, der sich in seinen Memoiren über die vorgeblichen neuen Systeme der Kriegführung folgendermaßen ausspricht:

*) Offenbar hat der Kaiser damit nicht sagen wollen, daß die neuen Schußwaffen in der Nähe nicht gefährlich wären; sondern daß sie, im Vergleich mit den alten Waffen, hauptsächlich aus der Ferne zu fürchten wären.

„Die Grundsätze der Kriegführung sind diejenigen, welche die großen Feldherren, deren Großthaten die Geschichte uns aufbewahrt, geleitet haben.“

Er zählt die Feldzüge dieser Feldherren auf und fährt fort:

„Die gründlich geschriebene Geschichte dieser 83 Feldzüge wäre eine vollständige Abhandlung über die Kriegskunst.“

Er giebt einen raschen Ueberblick aller dieser Feldzüge und kommt dann auf die seinigen zu sprechen:

„Alle Pläne der 14 Feldzüge Napoleons,“ sagt er, „entsprechen den wahren Grundsätzen der Kriegführung; — seine Kriege waren kühn, aber methodisch; das wird am besten bewiesen durch die Vertheidigung der Etsch 1796, wo das Haus Oestreich mehrere Armeen verlor...“

„Mit einem Worte,“ setzt er hinzu, „man führe den Krieg wie Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolph, Turenne, Prinz Eugen und Friedrich der Große; man lese immer wieder von Neuem die Geschichte ihrer Feldzüge und nehme sie sich zum Muster; — das ist das einzige Mittel, ein großer Feldherr zu werden und die Geheimnisse der Kunst zu bemeistern. Ist der Geist dadurch aufgeklärt, so wird er von selbst die neuen Grundsätze verwerfen, welche denen dieser großen Männer widersprechen.“

Nach dieser Meinung Napoleons I. kann man ohne Scheu behaupten, wie wir schon gethan haben, daß das gegenwärtige und das zukünftige System der Kriegführung nicht von dem bisher befolgten verschieden sein wird. Nur in den Einzelnheiten der Taktik, wie auch General Jomini sagt, können mehr oder minder wichtige Veränderungen eintreten.

Die in Vorstehendem auseinandergesetzte Theorie der Gefechtsführung hat auch General Trochu bei Beginn des italienischen Feldzuges den Officieren seiner Division in einer merkwürdigen Vorlesung entwickelt. Obgleich wir bereits in früheren Artikeln mehrfach über das System der neuen Kriegführung gesprochen haben, erscheint es uns doch von Nutzen, hier einen kurzen Abriß zu geben.

Die Division, sagte der General, stellt sich brigadenweise in zwei Linien auf. Jede dieser Linien besteht aus Bataillonscolonnen mit Divisionsfront mit halber Distanz, und die Bataillone der zweiten Linie decken die Intervallen der ersten. — Die Bataillone jeder Linie stehen

auf Deployirungsintervalle auseinander. — Zahlreiche Plänkerer decken die Fronte dieser ganzen Aufstellung vom rechten bis zum linken Flügel.

In dieser Ordnung marschiren die beiden Linien vorwärts, während die Plänkerer auf den Feind Kugeln regnen lassen. — In dem von dem Divisionsgeneral für günstig gehaltenen Augenblick repliiren sich die Plänkerer und füllen die Intervallen zwischen den Bataillonen der ersten Linie aus, welche nun dem Feind voll erscheint und ihm eine ununterbrochene Feuerlinie darstellt, welche durch das Artilleriefeuer verstärkt wird.

Kurz darauf wird das Signal zum Angriff gegeben. Die Linie setzt sich geordnet und schweigend in Bewegung. — Hält der Feind Stand, so geht man bis auf 30 Schritte von ihm vor, ohne zu feuern; alsdann giebt man eine allgemeine Salve und wirft sich mit dem Bajonett auf den Gegner.

Der General empfiehlt Mäßigung und Ruhe in diesem wichtigsten Augenblick, wo sich der Soldat der ihn erfüllenden Kampfesbegeisterung und einer Art Rausch hingiebt. — „Man muß alsdann,“ sagt er, „Gefangene machen und sich neu formiren, ehe man die Vorwärtsbewegung fortsetzt; denn hinter der eben durchbrochenen Linie steht meistens eine zweite von frischen Truppen, auf die man sich hüten muß, in Unordnung zu stoßen.

Wird man von Infanterie angegriffen, so warte man kaltblütig, bis sie auf 20 Schritte heran ist, gebe eine Salve und werfe sich auf den zerrütteten Feind.“

Der General legt viel Gewicht darauf, daß der Soldat das größte Stillschweigen beobachtet und die Linien in guter Ordnung vereinigt bleiben. Das Geschrei und das Lockerwerden verrathen eine Infanterie, die keine Kriegserfahrung hat, die sich zu betäuben sucht und der es an Selbstvertrauen fehlt.

Man hat vielleicht nicht vergessen, daß wir im 11. Kapitel des ersten Theiles dieser Schrift, als wir annahmen, daß Fußvolk einen Kavallerieangriff auszuhalten hätte, den Grundsatz aufgestellt haben, daß die Infanterie nur einmal schießen dürfte, und zwar in dem Augenblick, wo die Reiterei nur noch 20 oder 30 Schritt entfernt ist. *)

*) Obgleich die Truppe, welche einen Angriff stehenden Fußes erwartet, nur **einmal** schießt, hat sie doch, wie man weiß, auch Tirailleure, welche sie decken und feuern, bis die sie angreifende Truppe bis auf eine gewisse Entfernung herangekommen ist.

Auch hier wieder lassen wir die von Infanterie angegriffene Infanterie den Angriff stehenden Fußes abwarten, bis der Gegner bis auf 20 Schritt heran ist, um ihm dann eine Salve aus unmittelbarster Nähe zu geben.

Dieser Grundsatz wird sehr bestritten und einige Schriftsteller haben bereits dagegen lebhaft protestirt; unter Anderen Herr Leon Marès in einer Kritik unseres, während des italienischen Krieges veröffentlichten Kapitels „über die Bajonettgefechte."

„Soll man mit dem Schießen warten," fragt sich der Verfasser der „neuen gezogenen Schußwaffen," „bis die feindliche Infanterie bis auf 20 Schritte heran ist?" und er giebt sich selbst die Antwort:

„Außer wenn man sie auf der Erde liegend erwartet, erscheint es uns höchst unklug, sie so nahe herankommen zu lassen; denn wenn die angreifende Truppe mit einiger Kaltblütigkeit aus einer Entfernung von 100 Metres schießt, so muß sie die angegriffene Truppe vollständig desorganisiren, ihr die Hälfte ihrer Leute tödten und kann mit den übrigen dann bald fertig werden."

Die Frage ist für die Infanteriewaffe zu sehr von Fach, als daß wir zwischen ausgezeichneten Generalen und verdienstvollen Schriftstellern, die sich für oder gegen diese Taktik ausgesprochen haben, zu entscheiden wagen dürften.

Bei alledem scheint uns der von dem Divisionsgeneral Trochu im italienischen Kriege befolgte Grundsatz die allgemeinste Ansicht der Infanterie über das Benehmen auszudrücken, das sie, von Infanterie oder Kavallerie angegriffen, zu beobachten hat.

Nach diesem summarischen und sehr unvollständigen Abriß der allgemeinen Taktik der Infanterie wollen wir, indem wir einen Blick auf das Exerzir- und Manövrirreglement dieser Waffe werfen, noch den schon oft gehegten Wunsch aussprechen, daß das Exerzirreglement der Infanterie nach zwei verschiedenen Gesichtspunkten abgeändert werde.

Erstens wünschten wir, daß es mehr in Harmonie mit dem der Kavallerie gebracht werde, das, ohne vollkommen zu sein, ihm in mehreren Beziehungen vorzuziehen ist, wie General Graf Schramm selbst anerkennt.

Zweitens sollte diese Umarbeitung, die auch einige Abänderungen in dem Kavallerieexerzirreglement herbeiführen würde, benutzt werden, um in unsere taktischen Reglements das aufzunehmen, was im Kriege seit länger als 60 Jahren hauptsächlich bei der Infanterie üblich geworden ist.

Man entferne das Ueberflüssige und gebe womöglich der Intelligenz und der Individualität des Soldaten einen noch größeren Spielraum, indem man diesen Spielraum regelt, um die Unzuträglichkeiten zu vermeiden, welche von diesem System unzertrennlich sind, wo es nicht mit Umsicht angewendet wird.

„Ein gründliches Studium der Manövrirreglements," sagt General Renard, „muß zu einem wahren Kursus der Taktik werden, weil es die Hülfsquellen jeder Waffe und die Wirkungsmittel, die sie besitzt, kennen lehrt. In der That ist man berechtigt vorauszusetzen, daß die angenommenen Regeln das Ergebniß der auf den Schlachtfeldern erworbenen Erfahrungen sind; mit anderen Worten, daß diese Regeln der letzte Ausdruck der Betrachtungen der Taktiker über die Erscheinungen des Krieges sind."

In den diesem Satz folgenden Ausführungen giebt der gelehrte General in seinem vortrefflichen Werke, das wir bereits anzuführen Gelegenheit fanden*), nützliche, im Buch selbst nachzulesende Nachweisungen über die Abänderungen, welche die so langen und so lehrreichen Kriege der Revolution und des Kaiserreiches in den Manövrirreglements veranlaßt haben.

*) *Considérations sur la tactique de l'infanterie en Europe*, par le Général Renard, Aide de camp de S. M. le Roi des Belges, Chef du Corps d'Etat-Major.

Zweites Capitel.

Vom Feuern.

Gesammtfeuer und Einzeln= oder Plänkerfeuer.

> In der Schlacht vor Fontenoy rückten die Engländer bis auf 50 Schritt Entfernung vor und die Offiziere begrüßten die Franzosen, indem sie ihre Hüte abnahmen. — Alle Offiziere der französischen Garden erwiederten den Gruß.
>
> Mylord Hay rief: — „Herren von der französischen Garde, schießen Sie!"
>
> Der Graf von Hauteroche, Lieutenant, gab zur Antwort: — „Meine Herren, wir schießen nie zuerst, schießen Sie.
>
> Die Engländer gaben Feuer....
>
> Voltaire, Jahrhundert Ludwig's XIV.

Die Infanterie ist im Gefecht auf zweierlei Weise thätig: mit der blanken Waffe oder dem Bajonett=Angriff, von dem wir gesprochen haben, und mit dem Feuern. Mit dieser letzten Thätigkeit wollen wir uns jetzt beschäftigen.

Die Erfolge des Schusses hängen sehr von der genauen Abschätzung der Entfernungen ab, und der das Schießen befehligende Offizier muß sie daher genau zu beurtheilen wissen, um den Augenblick zu ergreifen, wo der Feind bis auf gute Schußweite herangekommen ist. Für ein Auge von gewöhnlicher Sehkraft lassen sich folgende Regeln feststellen:

Auf 2000 Metres sieht man eine Truppe, aber ohne die Waffe zu unterscheiden;

auf 1200 Metres unterscheidet man Infanterie von Reiterei;

auf 600 Metres erkennt man die Spitze des Corps;

auf 400 Metres werden die Einzelnbewegungen sichtbar. *)

---

*) Die Entfernungen lassen sich ziemlich genau auf eine sehr einfache Weise vermittelst eines Bleistifts oder des ersten, besten Stückchens Holz abschätzen, das man in mehrere Theile theilt, welche die Höhe eines Mannes zu Fuße oder zu Pferde auf die oder die Entfernung angeben.

Um diese Theilungen zu erlangen, läßt man z. B. einen Infanteristen in eine Entfernung von 50 Metres sich hinstellen, hält den Bleistift senkrecht vor das rechte Auge, während das linke geschlossen bleibt und markirt, bis zu welcher Entfernung vom obern Ende des Bleistifts die Füße des Mannes reichen. Alsdann stelle man fest, um wieviel kleiner dieses Stück wird, wenn der Mann sich auf 100, auf 200, auf 300 Metres u. s. w. entfernt und markire jede dieser Unterabtheilungen. Ebenso macht man es mit einem Reiter.

Wenn man wissen will, wie weit eine Truppe entfernt ist, nimmt man den so abgetheilten Bleistift und beurtheilt die Entfernung nach der Höhe der Menschen, wie

Wie groß immer die Tragweite des Gewehres sei, so versteht sich doch von selbst, daß nach der gewöhnlichen Sehweite des Menschen die nützliche Wirksamkeit der Schußwaffe der Infanterie auf 6—700 Schritte beschränkt bleibt. Wenn das Gewehr noch ziemlich sicher auf 800, 1000 oder 1200 Metres trägt, bleibt das Treffen doch immer ungewiß, weil das Auge nur Massen, und selbst diese nicht mit Bestimmtheit unterscheidet.

Das Infanteriefeuer theilt sich in Gesammtfeuer und in Einzeln- oder Plänkerfeuer.

Die verschiedenen Arten des Gesammtfeuers sind, um mit dem anzufangen, welches im Gefecht am häufigsten vorkommt: das Rottenfeuer. Es hat den Vortheil, den Schützen zu erlauben, zu zielen und die Fronte der Truppe nie entblößt zu lassen. Dennoch nehmen sich die Soldaten nicht immer Zeit genug, gut zu zielen; sie schießen schnell, der Pulverdampf hindert sie, vor sich zu sehen, der Lärm des Schießens übertönt die Stimme des Befehlshabers, sogar das Signal der Trommeln oder der Signalhörner, und häufig fahren sie fort, ganz nutzlos ihre Patronen zu verplatzen.

Zunächst kommt das Gesammtfeuer auf Commando. Unter diesem unterscheidet man das Gliederfeuer; — es wird gliederweise abgegeben, wie sein Name besagt; man wendet es vorzüglich gegen Reiterei an, weil das gleichzeitige Schießen eines ganzen Gliedes die Schwadron ebenso erschreckt, zum Stocken oder in Unordnung bringt, als wenn zwei oder drei Glieder zugleich schießen.

Das Gliederfeuer wäre das beste, wenn es nicht fast immer in Rottenfeuer ausartete, sobald sich das Gefecht nur einigermaßen verlängert.

Das Bataillons-, Divisions- und Pelotonfeuer wird von sämmtlichen Mannschaften der taktischen Abtheilung, deren Namen es trägt, und auf Commando des Führers dieser Abtheilung abgegeben.

Das Bataillonsfeuer, von großer moralischer Wirkung, wird vortheilhaft bei einem Ueberfall oder im Gefecht mit wenig kriegsgeübten

---

sie sich auf dem Instrument darstellt, wobei man jedoch Sorge tragen muß, den Bleistift immer in der gleichen Entfernung vor Augen zu halten.

Durch diese Uebung wird man sehr bald die Entfernungen ohne jede Beihülfe eines Instruments abschätzen lernen. — Manche Offiziere haben sich auch gewöhnt, die Höhe des Menschen in verschiedenen Entfernungen anstatt mit einem Bleistift mit dem Daumen zu messen, wobei ihnen der Zeigefinger zur Markirung der Theilungen dient.

Truppen angewendet. Es hat den Nachtheil, die Fronte auf einige Augenblicke von Feuer entblößt zu lassen. Der dicke Rauch, welcher die Truppe umgiebt, gestattet dem Bataillonschef hinter der Fronte, obgleich er zu Pferde sitzt, nicht immer, den Feind zu sehen.

Das Divisions- und Pelotonfeuer hat dieselben Uebelstände, und da die Officiere, welche dasselbe commandiren, zu Fuß hinter der Front bleiben, sehen sie die gegenüberstehenden Truppen gar nicht.

Das Pelotonfeuer wird meistens angewendet, um Aufmärsche zu decken und das Gefecht hinzuziehen, bis man im Stande ist, ernstlich und mit dem Bajonett anzugreifen.

Die Schlacht von Austerlitz liefert ein Beispiel von der Anwendung dieser verschiedenen Feuer von einem und demselben Regiment. Das 55. Linienregiment befand sich an der Spitze des Corps, dem der entscheidende Angriff auf Pratzen, unter dem Befehl des Marschall Soult, anvertraut war. Zu Anfang des Gefechtes bedeckte ein dicker Nebel die Niederungen, wo das französische Armeecorps, so zu sagen, im Hinterhalt lag, und verbarg den Feind. Als das 55. Regiment aus diesem Nebel heraustrat, befand es sich einem russischen Jägercorps gegenüber, das die Zugänge zu dem Plateau vertheidigen sollte. Dieses Bataillon war auf das Hervorbrechen der Franzosen gar nicht vorbereitet; es fand daher hier ein Ueberfall statt, und das 55. Regiment gab ein Bataillonsfeuer ab, welches die Russen zum Weichen brachte und sie nöthigte, auf das Plateau zurückzugehen.

Das französische Regiment folgte ihnen dorthin auf dem Fuße und fand sich bald einem stärkern Feinde gegenüber. Das Regiment marschirte jetzt auf und gab Peloton- und Divisionssalven, um das Gefecht hinzuhalten.

Sowie die Truppen in Linie standen, fing der Angriff ernstlicher an, und bis zu Ende der Schlacht kam nur das Rottenfeuer in Anwendung.

Die zweite Art des Feuers, das Einzeln- oder Plänkerfeuer, bringt eine viel geringere moralische Wirkung hervor, als das Gesammtfeuer, aber an wahrer Wirkung, an nützlichem Erfolg ist es ihm sehr überlegen. So gestand nach der Schlacht von Caldiero ein gefangener östreichischer Officier dem General Duhesme, daß ein Bataillon in weniger als einer Viertelstunde durch das Feuer einiger Tirailleurs mehr als 40 Mann verloren habe, während das Feuer eines französischen Bataillons, das ihm gegenüber stand und es mit Salvenfeuer beschoß, ihm in einer halben Stunde nur 6 Mann tödtete.

Das Plänkerfeuer, schon wirksamer als das Gesammtfeuer, als die Flinte nur eine geringe Tragweite hatte, schon dadurch, daß es jedem Soldaten die Freiheit läßt, in dem ihm geeignet scheinenden Augenblicke zu schießen, erlangt nothwendiger Weise durch die Präcisionswaffen größere Wichtigkeit, und das Infanteriefeuer wird mehr und mehr Plänkerfeuer.

Es begreift sich, daß bei guter Schulung der Plänkerer fast jeder ihrer Schüsse treffen muß, und daß sie demnach, selbst bei großer Entfernung, dem Feinde bedeutenden Schaden zufügen müssen.

Im Glied, d. h. im Abgeben des Gesammtfeuers, verlieren die Präcisionswaffen fast ihren ganzen Werth, denn nur beim Einzelnschießen kann der Soldat von seiner Waffe alle Vortheile erlangen, deren sie fähig ist.

Außerdem können die Plänkerer im Vorgehen schießen, was einem Bataillon unmöglich ist, ohne nachtheilige Stockungen herbeizuführen.

So richtet ein Zug Plänkerer, der ein Bataillon deckt, auf große Entfernungen, auf 500, 600, 700 und selbst 800 Metres unter dem Feinde den möglichst größten Schaden an. Dazu kommt noch, daß diese einzeln vorgehenden Plänkerer alle Deckungen benutzen können, um sich vor den Kugeln des Feindes zu schützen, und daß sie schon dadurch so wenig als nur möglich ausgesetzt sind.

Der französische Soldat hat zu allen Zeiten im Plänkerergefecht eine große Ueberlegenheit über alle anderen Truppen gehabt: so verhielten sich bei Smolensk die Verluste der russischen Plänkerer zu denen der französischen wie 5 : 1. Das rührt daher, daß unser Infanterist das Terrain zu benutzen versteht, was viel wichtiger ist, als das Innehalten der vorgeschriebenen Abstände.

Ein in's Gefecht marschirendes Bataillon muß sich also durch Plänkerer decken, bis es auf die Entfernung herangekommen ist, wo es angreifen will.

Alsdann demaskiren die Plänkerer die Fronte, ziehen sich auf die Flügel oder in die Zwischenräume, die sie ausfüllen, wie die Gefechtsordnung es vorschreibt, und das Bataillon handelt, wie im vorhergehenden Kapitel beschrieben worden ist.

Wenn das feindliche Plänkererfeuer so mörderisch wird, daß es nicht länger zu ertragen ist, lasse man, sagt ein alter Infanterieofficier, im Laufschritt ein Peloton vorgehen, das die Linie der feindlichen Plänkerer

auf einem Punkte durchbricht; die Furcht, abgeschnitten zu werden, wird sie auf der Stelle zurückweichen machen."

Die Plänkerer sind auch bei den Rückzügen sehr nützlich; — bekanntlich formiren sie zwei Reihen; während die erste dem Feinde die Spitze bietet, zieht sich die zweite zurück und nimmt weiter rückwärts Stellung; hat sie sich dort festgesetzt, so geht nun die erste unter dem Schutze ihres Feuers zurück, und der Rückzug, anstatt eine Flucht zu sein, wird so ein fortwährendes Durchziehen von Linien.

Wenn die Plänkerer von Fußjägern angegriffen werden, die mit Präcisionswaffen von großer Tragweite ausgerüstet sind, wie die östreichischen Kaiser- oder Feldjäger, so müssen sie sich bestreben, das Gefecht aus so großer Nähe als möglich zu unterhalten, und, wenn sie den Vortheil der Uebermacht haben, es so einrichten, daß drei von ihnen sich auf einen Jäger werfen. Auf diese Weise wurden unter dem Kaiserreich die berühmten Tyroler Jäger vernichtet.

Mehrere, der Infanteriewaffe angehörige Militärschriftsteller versichern, es in vielen Fällen rathsam gefunden zu haben, einige Reiter unter die Plänkerer zu mischen, nicht um das Feuer zu verstärken, sondern weil die Aussicht, im Falle einer Verwundung durch das Pferd zurückgebracht zu werden, das Vertrauen und die Kampflust der Infanteristen steigert.

Plänkerer in großen Schwärmen. — Da gewisse Stellungen nicht durch regelmäßige Manöver weggenommen werden können, entwickelt man eine große Anzahl Plänkerer, oft mehrere Bataillone auf einmal und läßt sie einzeln zum Angriff vorgehen; — das nennt man Plänkerer in großen Schwärmen.

Die Fechtweise ist vortheilhaft, in sofern der Angriff umfassend und mörderisch für den Feind ist, den alle Schüsse convergirend treffen, während die seinigen auf zerstreute Truppen wenig Wirkung haben. Ein Linien- oder Gesammtfeuer, wenn auch noch so heftig, ist nicht im Stande, der Wirkung zahlreicher Plänkererschwärme die Waage zu halten. Diese auf's Gerathewohl abgeschossene Masse von Kugeln bleibt ohnmächtig gegen Einzelnstehende, während entwickelte Bataillone den Schüssen dieser Einzelnstehenden ein großes und unfehlbares Ziel darbieten.

In den ersten Revolutionskriegen wendete man die großen Plänkererschwärme häufig an, und das war logisch. Da die Mehrzahl der königlichen Armee ausgewandert war, oder den Abschied genommen hatte, so fehlte es denen, die an ihre Stelle getreten waren, an Erfahrung und

Theorie. Die Intelligenz ersetzte den Mangel an Uebung; die republikanischen Soldaten, von Begeisterung erfüllt, stürzten sich instinktmäßig auf die regulären Truppen, die, überrascht und außer Fassung gebracht durch diese, gegen alle Regeln der damals üblichen Taktik streitende Angriffsweise, oft geworfen und in die Flucht geschlagen wurden.*)

1813 wollte man von Neuem Plänkerer in großen Schwärmen verwenden, hatte damit aber nur mittelmäßigen Erfolg.**)

Geben wir auch zu, daß das Plänkerergefecht nicht immer ein unfehlbares Mittel des Erfolges ist, so ist es nichts desto weniger wahr, daß ein umsichtiger Officier in fast allen Fällen eines Gefechts großen Nutzen davon ziehen kann.

So stieß 1814 bei einer Bewegung der Verbündeten gegen die Aube ein von dem General Bianchi befehligtes Corps in dem Walde von Fontainebleau auf die an Zahl viel schwächere Division Alix. Nur die Colonnenspitzen konnten thätig sein, da man sich in einem Defilé befand. Aber General Alix ließ seine links marschirende Brigade sich rasch in Plänkerer auflösen und warf sich in den Wald rechts und links von der östreichischen Colonne. Diese, von vorn gedrängt, von den Angriffen in beiden Flanken außer Fassung gebracht, versuchte ein Gegenmanöver; aber ihre Plänkerer konnten die unserigen nicht werfen, und sie mußte

---

*) Wir sind in Bezug auf die Entstehung des Gefechts mit großen Plänkererschwärmen der bestbeglaubigten Meinung gefolgt. — General Renard in den Considérations sur la tactique sagt dagegen: „Diese Meinung hört man täglich von deutschen Schriftstellern aussprechen, die der Franzosen schreiben es ihnen nach. Dennoch ist nichts unwahrer.

„Nein, die Plänkerergefechte, von Reserven unterstützt, die Bajonettangriffe in Bataillonscolonne, im Sturm- oder im Laufschritt, sind nicht das Ergebniß einer glücklichen Eingebung und eben so wenig des Freiheitsgeistes, der die Freiwilligen jener Zeit erfüllte und sie antrieb, sich ungeordnet auf den Feind zu werfen.

„Diese Kampfweise gehört im Gegentheil zu einem taktischen System, das in seinen Einzelnheiten 20 Jahre lang der Gegenstand des Studiums der erfahrensten Militärs Frankreichs gewesen war. Der Marschall von Broglie, der Sieger von Sunderhausen und von Bergen, war der erklärteste Vertheidiger dieser Gefechtweise und ließ sie in den Lagern von Metz und Vaussieux einüben."

Der Verfasser geht dann auf interessante und belehrende Einzelnheiten über diesen Gegenstand ein. Die daraus hervorgehenden Thatsachen werfen viel Licht auf die seit einem halben Jahrhundert in der Infanterietaktik sämmtlicher festländischen Heere eingeführten Neuerungen.

**) Wenn der Mangel an Erfolg lediglich daher kam, daß damals unsere Truppen nur aus Rekruten bestanden, so würde das die Bemerkung des Generals Renard bestätigen.

sich mit beträchtlichem Verlust vor einer um die Hälfte schwächern Truppe zurückziehen.

Im Allgemeinen bleibt bei der Verwendung von Plänkerern der Vortheil am häufigsten auf der Seite, welche sie zuerst ausschwärmen und mit Umsicht vorgehen läßt. Aber unter allen Verhältnissen ist das Wesentliche, daß die Plänkerer gute Schützen sind.

Wir fürchten, daß in den Infanterieregimentern die Mannschaften nicht genug im Einzelnschießen geübt werden. Was nützt auch in der That die Vervollkommnung des Gewehrs, wenn sich diese Waffe in den Händen ungeschickter und wenig kriegsgewohnter Mannschaften befindet? Das sind schwache Bollwerke gegen Reiterei. Der junge Infanterist, der kein großes Vertrauen auf die Macht seines Feuergewehrs und die Sicherheit seines Zielens hat, ist durch schnelle Anfälle leicht zu erschüttern, und die Infanterie wird alsdann durchbrochen und in die Flucht geschlagen.

Der geschickte und erfahrene Schütze spart seine Patronen und verwendet sie nur, wenn er seines Zieles sicher ist, während der schlechte Schütze sie in einer Weise verschwendet, daß er keine mehr hat, wenn er vortrefflichen Gebrauch davon machen könnte. Für ihn ist das Schießen nur ein Mittel, sich über die Gefahren zu betäuben, die er läuft, oder die er zu laufen glaubt. Mit einem Wort, er ist ein unnützer Soldat, eine im Gefechte nur im Wege stehende Null.

Der gute Schütze ist die Seele jedes Corps, das zum Kriegführen bestimmt ist, gleichviel in welchem Lande, aber vornehmlich in Gebirgsgegenden, oder in solchen, die mit Hecken, Gebüschen, Wäldern und Gräben durchzogen sind, was jetzt in Folge der vielfachen Theilung des Grundeigenthums fast überall der Fall ist.

Ebenso, wie wir vorgeschlagen haben, Freischützen in den Reiterschwadronen zu bilden, möchten wir es auch für nützlich halten, in jeder Infanteriecompagnie geschickte Schützen zu haben, die eine besondere Auszeichnung erhalten.

Da Jeder diese Belohnung sich erwerben kann, wird der Wetteifer angespornt, und nur dadurch kann man die Soldaten bestimmen, mit der Vollkommenheit schießen zu lernen, welche die Trefffähigkeit ihrer Waffe verlangt.

Man hat die Wichtigkeit des Wetteifers allerdings durch Einführung der Ehrenraumnadeln anerkannt, aber diese Auszeichnung ist zu selten, und Wenige schießen mit der Hoffnung, sie zu erlangen.

Die Einrichtung der Freischützen, die ebenfalls eine bessere Löhnung empfangen würden, zöge gewiß gute Folgen nach sich. — Wir kommen im folgenden Kapitel auf diesen Vorschlag zurück, dessen Grundgedanke mit dem vom General Jomini ausgesprochenen Wunsche übereinstimmt, wenn er sagt: „es wäre gut, die Truppen viel im Schießen zu üben und gute und zahlreiche Schützen zu haben."

Um sicherer gute Schützen zu gewinnen, möchten wir das Schießen mit der Büchse und dem Pistol nicht nur in der Armee, sondern auch bei unseren jungen Leuten befördert sehen, wie dies in England, in der Schweiz und vornehmlich in Belgien geschieht, und wie es auch in Frankreich in Bezug auf das Schießen mit der Armbrust im 14. Jahrhundert und später mit der Arkebuse geschah. *)

Wir glauben nicht, daß es schwer werden würde, unsere Dorfbewohner oder die Arbeiter und Handwerker der Städte im Einzelngebrauch der Büchse und im Zielschießen auf jede Entfernung zu üben, wodurch schon von Jugend auf die Bevölkerung die Bekanntschaft mit den Waffen und die Gewohnheit, mit ihnen umzugehen, erlangen würde.

So eingeübte Mannschaften lieferten im Fall eines europäischen

---

*) Eine Ordonnanz Carl's V. vom 3. April 1369 schließt mit folgenden Worten: „Wir befehlen, daß Unsere besagten Unterthanen ihre Spiele und Zerstreuungen benutzen, um sich im Schießen mit dem Bogen oder der Armbrust an geeigneten Orten zu üben, und den besten Schützen Belohnungen aussetzen, was sie nach Belieben einrichten können."

Die Handrohre, Couleuvrinen und später Arkebusen genannten Handfeuerwaffen, veranlaßten die Gründung der Körperschaften der Couleuvriniers und der Arkebusiers.

Der Zweck der Gründung dieser Körperschaften war vorzüglich die Vertheidigung ihrer Geburtsstadt, wo sie sich vorzugsweise vor den anderen Bürgern der Zerstreuung dieser Uebungen widmeten, wie dies ein offener Brief Heinrich's IV. vom Jahre 1609 ausspricht, von dem wir hier eine Stelle mittheilen:

„Wir gewähren diese Privilegien, theils um die Einwohner von Trägheit, Ausschweifungen und liederlichen Spielen abzubringen, theils, damit sie bei der Zerstreuung, die sie dabei finden, die Erfahrung und Sicherheit erlangen, mit besagten Waffen (der Arkebuse) umzugehen, und geeigneter sind, in Zeiten des Krieges und der Nothwendigkeit uns zu dienen."

Krieges ein Mittel, die Heere mit im Gebrauch der Flinte schon ziemlich geübten Rekruten zu vermehren und zu erneuern. *)

Drittes Capitel.

Enfants perdus. — Grenadiere. — Voltigeure. — Freischützen. Elitecompagnien. — Kaiser-Garde.

> Den Leichtbewaffneten der Griechen und der Römer haben wir das, was man bei uns „Enfants perdus" nennt, folgen lassen, und auf diese sind die Grenadiere gefolgt.
>
> Beneton de Morange.

> Mit meiner vollzähligen Garde von 40—50,000 Mann wäre ich im Stande gewesen, quer durch ganz Europa zu marschiren.
>
> Napoleon I.

Die Granate**), eine Art hohles Wurfgeschoß ohne Henkel, das seit länger als einem Jahrhundert meistens vermittelst eines Rohres oder verschiedener Maschinerien geworfen wird, wurde unter Ludwig XIII. von Freiwilligen, die man Enfants perdus nannte, mit der Hand geworfen.

Meistens waren dies Musketiere zu Fuß, die für den Augenblick aus ihren Compagnien austraten, um sich gefährlichen Diensten, wie dem Sturmangriff auf den bedeckten Weg, der Vertheidigung von Breschen u. s. w. zu widmen. Sie wurden dafür mit Geld belohnt, und die Neuerung zeigte sich bei allen Gelegenheiten so zufriedenstellend, daß man sich 1667 entschloß, diesen Dienst zu regeln.

Soldaten von geprüfter Tapferkeit wurden aus jeder Compagnie ausgesucht und lediglich zum Werfen der Granaten bestimmt. Diese auserlesenen Mannschaften erhielten statt ihres bisherigen Namens „Enfants

---

*) Die vor Kurzem stattgefundene Errichtung der Nationalschießschule in Vincennes erledigt zum Theil den von uns gemachten Vorschlag und läßt uns hoffen, daß unsere Provinzialstädte dem Gebrauch der belgischen Städte folgen werden, die fast alle Schießgesellschaften errichten.

**) Das Wort Granate ist nach dem französischen grenade gebildet, ursprünglich der Name der Frucht des Granatbaumes, welche die Lateiner wegen ihrer vielen Samenkörner granatum nannten.

Die Granate war gewöhnlich von Eisen, oft von Weißblech und selbst von Holz oder Pappe.

perdus“ den der Grenadiere, und die ehemalige Gratification, die bis dahin willkürlich und eventuell war, wurde dauernd und erhielt den Namen le sou de grenade.

Wir wollen die Grenadiere unter den verschiedenen Gesichtspunkten ihres Dienstes und ihrer Verwendung seit ihrer Errichtung bis auf unsere Tage betrachten.

1. Als Enfants perdus war ihre Thätigkeit nur eine vorübergehende; sie wurden errichtet, um den geschlossenen Truppen vorauszugehen und zu scharmützeln, Granaten unter die Feinde zu werfen und diese im Augenblick des Zusammenstoßes in Unordnung zu bringen. Es waren Tirailleurs, die sich diesem Dienst freiwillig oder angelockt durch die außerordentliche Geldbelohnung widmeten.

Die Leichtbewaffneten der römischen Legionen und die Ribauds unter den Truppen unserer alten Könige verrichteten fast denselben Dienst, wie die ersten Grenadiere.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden die Grenadiere sämmtlicher Compagnien taktisch zu einem Peloton oder einer Compagnie von ungefähr 50 Mann zusammengezogen. Zwei militärische Schriftsteller, Gaya 1670 und Guillet 1686, sprechen in dieser Weise von ihnen, wie sie einen besondern Dienst verrichten, aber fortfahren, hinsichtlich der Löhnung und der Verwaltung zu den Musketiercompagnien zu gehören.

Wurden sie zum Gefecht zusammengezogen, so standen sie unter dem Befehl von bürgerlichen Officieren, die von der Pike auf gedient hatten, denn ein Edelmann hätte es damals unter seiner Würde gehalten, sich an die Spitze von Enfants perdus zu stellen.

2. 1780 hörten die Grenadiere auf, zu den verschiedenen Musketiercompagnien zu gehören und wurden zu besonderen Compagnien auserlesener Mannschaften verschmolzen. Sie bestanden erst als dauernd organisirte Truppe in dem Regiment des Königs, dann in den französischen Garden. Die Linieninfanterie hatte ebenfalls für jedes Regiment eine Grenadiercompagnie, später für jedes Bataillon.

Hervorzuheben ist, daß die Grenadiere von der Zeit an, wo sie in besondere Compagnien formirt wurden, aufhörten, Granaten zu werfen; sie erhielten gleichzeitig mit ihrer Formirung die Bajonettflinte und wurden Plänkerer, behielten aber den Namen Grenadiere bei.

Da diese Grenadiere schon ihrer Bestimmung wegen häufig aus der Linie austreten mußten, um zu plänkern, bildeten sie nicht eine Masse

mit dem Bataillon; im Marsch in Colonne marschirten sie 20 Schritte vor dem Bataillonschef, und wenn aufmarschirt war, standen sie 20 Schritte vor der Flanke der Truppe. Die Grenadiere behielten gewöhnlich diese Stellung bei, aber mit mehr oder weniger Abstand zwischen sich und der Fronte des Bataillons.

Der Adel verschmähte nicht länger, sich an die Spitze der Grenadiere zu stellen, und die erste im Regiment des Königs gebildete Compagnie stand unter dem Befehl des Hauptmanns von Riotor.

Die Errichtung der Grenadiere ist ganz französisch; sie ist von der Mehrzahl der übrigen Mächte nachgeahmt worden.

„Die Grenadiere sind zu allen Zeiten Muster von Tapferkeit und Unerschrockenheit gewesen. In diesen gefürchteten Compagnien leuchtet der kriegerische Ungestüm — der eigentliche Charakterzug des französischen Soldaten — mit dem größten Glanze. Unsere neuere Kriegsgeschichte ist reich an Heldenthaten, die ihrer Tapferkeit zu verdanken sind. Sie genießen die gefährliche Ehre, die ersten Schläge zu führen und zu empfangen und alle gefährlichen Operationen auszuführen. Fortwährend ist eine Compagnie dieser Tapfern an der Spitze jedes Bataillons. Dieser kostbare Theil ist die Seele und die Stütze desselben. — Er ist aus den schönsten, größten, gewandtesten und tapfersten Soldaten, ausgebildet von den anderen Compagnien des Bataillons, zusammengesetzt."

Wenn man jemals beweisen wollte, daß die Tapferkeit der Neueren viel größer ist, als die der Griechen und Römer, und daß sie fast immer die kriegerischen Tugenden bis zu einem Grade der Vollkommenheit besitzen, von dem die Geschichte des Alterthums nur seltene Beispiele giebt, so brauchte man nur eine Geschichte der Grenadiere, und hauptsächlich der französischen Grenadiere, zu schreiben.

Wir haben gesehen, wie die Grenadiere zuerst einzeln als Enfants perdus auftraten, dann aus jeder Compagnie ausgesucht wurden, um zerstreut als Plänkerer zu fechten; endlich, wie sie in Elitecompagnien vereinigt, aber immer noch von ihrem Bataillon getrennt, den Aufklärungs- und Plänkererdienst besorgten. Ihre Bestimmung im Kriege verändert sich aber von Neuem; aus leichten Truppen werden die Grenadiere zur Schlachteninfanterie, zu einer soliden Truppe, die vereinigt und nicht länger in zerstreuter Ordnung kämpft.

1741 machte Friedrich II. in größerem Maßstabe von einer Taktik Gebrauch, in welcher die Grenadiercompagnien sich bataillonsweise formirten, um in Masse aufzutreten.

Im Kriege von 1756 ahmte der Marschall de Broglie dieses Beispiel nach und fing an, zu kurzen Expeditionen und Handstreichen die zeitweilig in Bataillone vereinigten Grenadiercompagnien zu verwenden.

Diese Gewohnheit ging in unsere Reglements über; die Ordonnanz von 1791 schreibt vor, daß im Kriege die Grenadiere Bataillone bilden sollen. So haben wir in den ersten Feldzügen der Revolution viele Male das Schauspiel von ganz aus Grenadieren gebildeten Bataillonen gesehen; — von der Art war die berühmte „Colonne infernale", die in dem Bericht über die Schlacht von Hondschoten, 1793, erscheint.

An die Namen Junot und Oudinot knüpft sich die Erinnerung an ihre schrecklichen vereinigten Grenadiere.

Es liegt außerhalb unseres Bereichs, zu untersuchen, ob mit der provisorischen Formirung dieser Grenadiercorps nicht große Uebelstände verbunden waren. Dennoch müssen wir hervorheben, daß man während der so ereignißreichen Kriege des Kaiserreichs so oft die Grenadiere hatte ohne Grund aufopfern, durch ihre Abwesenheit die Truppentheile, denen man so die tapfersten Mannschaften nahm, hatte entnerven, die Verwaltung in Verwirrung bringen und die ihrer besten Elemente beraubten Regimenter den Wetteifer verlieren sehen, daß das System, wonach man die Grenadiere gesondert in's Gefecht führte, allen Credit verloren hatte.

Napoleon selbst schien es bei der neuen Organisation der Infanterie im Jahre 1808 aufzugeben. Demungeachtet sah man 1832 bei der Belagerung von Antwerpen abermals, wahrscheinlich zum letzten Male, die Formation der vereinigten Grenadiere auftreten.

Ehe wir uns über die Beibehaltung oder Abschaffung der vielleicht durch Freischützen zu ersetzenden Grenadiercompagnien aussprechen, müssen wir noch einige Worte über die Errichtung der Voltigeurs sagen, die jetzt neben den Grenadieren die Elitetruppe bilden.

Die Grenadiere und die Büchsenschützen waren lange Zeit die einzigen Elitetruppen der Linien- und der leichten Infanterie. Bis 1804 waren die kleingewachsenen Mannschaften aus diesen schönen Compagnien ausgeschlossen und waren oft eine Zielscheibe der Neckereien und Spöttereien ihrer Kameraden.

Napoleon machte dieser gehässigen Stimmung ein Ende; er veränderte das alte Rekrutirungssystem, das nur Mannschaften von 5 Fuß 1 Zoll (1,65 Meter) zum Dienst zuließ und gestattete auch Mannschaften von 4 Fuß 9 Zoll (1,55 Meter) den Eintritt. Und um das Selbstgefühl dieser klein gewachsenen Mannschaften zu steigern, kam er auf den Gedanken, Elitecompagnien zu schaffen, die für sie dasselbe wie die Grenadiere für die großgewachsenen Leute waren; man nannte sie Voltigeurs. Der Kaiser konnte auf diese Weise eine große Anzahl tapferer Soldaten belohnen, die aus Mangel an Körperlänge keine Aufnahme in den Grenadiercompagnien fanden.

Der Wetteifer, der zwischen den Grenadieren und Voltigeuren entstand, erwies sich als ein gewaltiger Sporn zur Tapferkeit. Die letzteren bekamen anfangs nur die Löhnung der Mannschaften der Centrumscompagnien; aber ihre Tapferkeit und die guten Dienste, die sie im Felde leisteten, verschafften ihnen bald die hohe Zulage von 5 Centimes täglich. Sie erfreuten sich von da an derselben Vorrechte, wie die Grenadiere. Der Dienst der Voltigeure in Kriegszeiten erinnert an den der Enfants perdus oder der ersten Grenadiere. Außerdem verlangte das Errichtungsdecret, daß sie unter gewissen Verhältnissen von der Reiterei fortgeschafft würden. (Daher der Name Voltigeurs.) Aber diese Märsche auf der Kruppe hatten, als man sie bei den Manövern versuchte, wenig Erfolg, und wurden im Felde nur sehr selten ausgeführt.

In den Feldzügen, wo die Voltigeure aufgetreten sind, haben diese leichten Truppen den Feind geneckt, das Gefecht eingeleitet, Berge erklettert, Flüsse durchschwommen, als Plänkerer den Marsch aufgeklärt und die Flanken gedeckt; sie sind sogar als Reserve aufgetreten, wo die Verhältnisse es erforderten. — Bei tausend Gelegenheiten sind Voltigeurhauptleute, ihren eigenen Eingebungen überlassen, zu wahren Parteigängergeneralen geworden: — in so hohem Grade, sagte ein General des Kaiserreichs, daß man berechtigt ist, die Voltigeurcompagnien eher als die wahre Elite zu betrachten, als die Grenadiere, wo die Hauptbefähigung nach der Größe gemessen wird.

Nachdem wir dem Verdienst der Grenadiere und der Voltigeure unsere Huldigung dargebracht, und ihre ausgezeichneten Dienste, so oft

sie eine besondere Verwendung fanden, anerkannt haben, fällt es uns schwer, die Frage über die Abschaffung dieser schönen und tüchtigen Compagnien anzuregen, und ein darauf hinausgehender Vorschlag erscheint vielleicht sogar unlogisch und wenig im Einklang mit all dem Guten, was wir von diesen Truppen gesagt haben. Da aber heutzutage sämmtliche Mannschaften der Linieninfanterieregimenter gleichmäßig für das Gefecht eingeübt sein müssen und die Jägerbataillone den besonderen Dienst der Tirailleure verrichten, den nacheinander ursprünglich die Grenadiere und die Voltigeure leisten mußten, scheint uns die Frage berechtigt zu sein, ob für letztere noch ein Grund der Beibehaltung vorhanden ist.

Wenn man ohne berechtigte Beweggründe fortfährt, zwei Elitecompagnien auf das Bataillon zu formiren, setzt man sich dann nicht dem wohlbegründeten und früher schon erwähnten Vorwurf aus, den Centrumscompagnien ihre beste Kraft zu entziehen? — Es bleibt derselbe Uebelstand, den die Errichtung der großgewachsenen Grenadiere nach sich zieht; denn da diese auserlesenen Mannschaften ihren Ersatz nur aus sechs Compagnien ziehen — aus den Voltigeuren können sie sich nicht rekrutiren — so folgt daraus, daß die Grenadiere das Ergebniß der Aushebung des sechsten Mannes oder eines Mannes auf sechs sind. Nun zeigt aber die einfachste Erfahrung, gemacht an jeder beliebigen zufälligen Vereinigung von Menschen, wie widersinnig dieses Verhältniß ist.

Wäre es nicht besser, diese Elitecompagnien ganz abzuschaffen und Freischützen einzuführen, ausgewählt aus den besten Schützen, außerdem Leute von guter Führung, tapfer, gewandt, kräftig und geübt, mit Geschick den Einzelnkampf zu bestehen? — Sie würden dieselbe Zulage bekommen, wie gegenwärtig die Grenadiere und Voltigeure und ihrer Spezialwaffe angemessene Abzeichen tragen, wie wir schon bei der Reiterei angegeben haben.

Diese F r e i s c h ü t z e n würden, glauben wir, treffliche Dienste unter den besonderen Verhältnissen leisten, welche im Kriege die große Tragweite der Schußwaffen und die wahrscheinlich eintretenden Veränderungen in den Einzelnheiten der Taktik herbeiführen werden.

Wir sind uns über unsere Meinung noch nicht klar genug, um die von uns ungern aufgeworfene Frage bestimmt und unbedingt beantworten zu können; wir legen sie einfach unsern Lesern vor und erinnern zur Rechtfertigung eines so ernsten Vorschlags an die Worte des Marschalls von Sachsen: „I c h b i n n i c h t f ü r d i e G r e n a d i e r e; s i e s i n d d i e E l i t e e u r e r T r u p p e n, u n d w e n n d e r K r i e g l e b h a f t i s t,

wird stets euer Bestes aufgezehrt... Es ist bald gesagt: man braucht Grenadiere überall, und wenn etwas Schwieriges auszuführen ist, so ruft man nach Grenadieren und meistens opfert man sie zur unrechten Zeit und am unrechten Orte."

Da die Abschaffung der Elitecompagnien eine offene Frage bleibt, so wollen wir eins der wichtigsten militärischen Probleme untersuchen, das sich auf die Verwendung der Grenadiere und Voltigeure bezieht.

Soll man, wo es auf die Durchführung eines entscheidenden Angriffs ankommt, die Elitetruppen, die Grenadiere z. B., an die Spitze oder an das Ende der Colonne stellen?

Wenn eine Militärakademie jemals eine solche Frage stellen sollte, sagt der Verfasser des Esprit militaire, so würde ich antworten, daß der angemessenste Platz für die Elitetruppen stets am Ende der Colonne sei (was das Gegentheil von dem bisher Ueblichen ist). — Zur Rechtfertigung meiner Meinung würde ich zuvörderst eine Unzahl Beispiele, unter anderen das der Römer, der Araber und der Türken, anführen. Alsdann würde ich sagen, daß man bei Befolgung meiner Meinung das beste Blut schonen würde.

Ich würde hinzufügen, daß man die gewöhnlichen Soldaten dadurch ermuthigen kann, daß man ihnen sagt, die Grenadiere würden das ausführen, was sie blos versucht haben; — ich würde hervorheben, daß die Hoffnung des Erfolgs vorbei ist, wenn die Elitetruppen zurückgeworfen sind, während sie noch vorhanden ist, so lange sie nicht in's Gefecht eingegriffen haben.

Zum Schluß möchte ich noch bemerken, daß eine frische und gut geordnete Elitetruppe, die ein, von gewöhnlichen Soldaten schon erschüttertes oder wenigstens etwas in Unordnung gebrachtes Corps angreift, den Sieg nothwendigerweise an seine Fahne fesseln muß. Wir theilen in allen Punkten die Ansichten dieses ausgezeichneten Schriftstellers.

Die Kaiser-Garde.

Die Frage über die Abschaffung der Elitecompagnien in den Linieninfanterieregimentern haben wir unentschieden gelassen. Anders ist es mit den die Kaiser-Garde bildenden Elitecorps, die sich als eine imposante Reserve der Armee darstellen.

1840, bei Gelegenheit der Errichtung der Orleans-Jäger und der Formirung von vier Regimentern leichter Reiterei (13. Chasseur-, 7., 8. u. 9. Husarenregiment), haben wir unsere Gedanken über die Nothwendigkeit, eine Garde oder als Reserve zu betrachtende Elitecorps zu besitzen, ausgesprochen.

Damals erhoben die Oppositionsblätter ein lautes Geschrei und behaupteten, die Corps der neuen Formation wären prinzliche Regimenter — privilegirte Corps —, mit einem Wort eine königliche Garde.

Wir antworteten damals, daß es sich offenbar gar nicht darum handelte, eine königliche Garde zu bilden, daß wir aber, einmal auf diesen Gegenstand gebracht, nicht anständen zu sagen, daß die Einrichtung von Eliteregimentern sehr nützlich sein würde, nicht, um den König mit einer Leibwache zu versehen, sondern um in Kriegszeiten ein Reservecorps zu haben. (Unsere Ansicht über die Formation einer Garde haben wir 1841 veröffentlicht und entwickelt.)

Nach der Errichtung des Kaiserreichs durch Napoleon III. war unsere Ueberzeugung noch dieselbe und da uns der Augenblick angemessen erschien, von Neuem mit unserer Ansicht über die Errichtung einer Garde vor die Oeffentlichkeit zu treten, ließen wir über diese Frage im „Spectateur militaire“ vom 15. März 1853 einen Artikel erscheinen.

Damals eben sowenig, wie 1841 und heute, betrachteten wir dieses Elitecorps als eine Leibwache. Der Fürst, den 8,000,000 Stimmen auf den Kaiserthron gehoben haben, bedarf keiner besonderen Wache zum Schutz seiner Person.

Die ganze Armee hat Beweise der Ergebenheit genug gegeben, um die Errichtung besonderer Truppencorps zur Bewachung und Vertheidigung des Kaisers überflüssig zu machen; alle Linienregimenter, vom ersten bis zum letzten, sind bereit, für die Aufrechterhaltung der napoleonischen Dynastie ihr Blut zu vergießen.

Wem ist es übrigens unbekannt, daß Leibwachen nie den Sieg von Revolutionen verhindert haben?

15,000 Mann waren die Prätorianer stark, die an Otho das Haupt Galba's verhandelten und das Römerreich an den Meistbietenden verkauften....

Peter der Große glaubte sein Leben nur durch Niedermetzelung der Strelitzen retten zu können; — Aegypten hat in einem Hinterhalt seine Mameluken untergehen sehen; — Ludwig XVI. war Zeuge des Abfalls

der französischen Garden; — in der Türkei sind die Janitscharen niedergekartätscht und in ihren geräumigen Kasernen verbrannt worden....

Napoleon I. sagt selbst in seinen Memoiren bei Erwähnung des tragischen Endes Paul's I.: — „Diese Palastmilizen sind schrecklich und um so gefährlicher, je unumschränkter der Herrscher ist. Unter einer andern Hand, als die meinige, hätte auch meine Kaisergarde gefährlich werden können."*)

In einem Briefe an den König Joseph, seinen Bruder, prägt der Kaiser ihm folgende Vorsichtsmaßregeln ein: — „richten Sie Ihre Garde nie so ein, ihr nur einen Commandanten zu geben; Nichts ist gefährlicher; früher oder später werden Sie davon zurückkommen müssen... Hauptsächlich gilt dies von ihrer Küche und von dem Schutz ihrer Person; ohne diese Vorsichtsmaßregeln laufen Sie Gefahr, vergiftet oder ermordet zu werden."**)

Fern liegt uns der Gedanke, in den historischen Erinnerungen, die vorzüglich unsere letzte Anführung erweckt, eine Anwendung auf Thatsachen der Gegenwart zu suchen. Die Zeit führt in den Sitten tiefgehende Veränderungen herbei; Napoleon I. würde wahrscheinlich heute nicht schreiben, was er zu Anfang dieses Jahrhunderts schrieb. Aber wir konnten uns nicht das Vergnügen versagen, die paar Zeilen mitzutheilen, die das originelle und feine Gepräge tragen, das dieses unsterbliche Genie seinen vertraulichsten Aeußerungen gab.

Jedenfalls sind in unserem Heere, sowie es jetzt unter einer kräftigen und nationalen Regierung besteht, die Pflichten so klar vorgezeichnet, die Furche der Ehre so sicher gezogen, daß man prätorianische Anwandlungen keiner Truppe und strafbaren Ehrgeiz keines Führers zu fürchten hat.

In unseren Augen, darauf möchten wir wiederholt aufmerksam machen, ist die Errichtung einer Garde eine ausschließlich militärische Frage, unabhängig von jeder politischen Erwägung.

Als wir die Errichtung dieses Corps forderten, handelte es sich nicht um die Aufrichtung einer besondern Art Schutzmauer um unsern Kaiser, den die Linientruppen zu vertheidigen vollkommen im Stande sind, sondern um die Organisation einer aus auserlesenen Truppen zusammengesetzten R e s e r v e; — weil Nichts die moralische Haltung eines Heeres auf dem Schlachtfelde mehr stützt, als der Gedanke, hinter sich eine solide und

*) Memorial von St. Helena von dem Grafen Las Cases.

**) Briefe Napoleon's I. an seinen Bruder Joseph, König von Neapel, 1854.

kräftige Reserve zu haben, deren imponirende Haltung und Ruhe er hat bewundern können.

Die Geschichte legt Zeugniß dafür ab, daß, im gehörigen Verhältniß zusammengesetzt, und zu militärischen Zwecken und um Wetteifer zu erregen, aber nicht um eine Truppe zu bevorzugen, die Elitecorps Reserven gebildet haben, die oftmals den Sieg zurückführten, wo er bereits zu entschlüpfen schien.

Wir waren damals fast der einzige Offizier in der Armee, der sich für die Errichtung einer kaiserlichen Garde aussprach, und unsere, im Spectateur militaire veröffentlichte Abhandlung fand ziemlich kalte Aufnahme; Niemand schien von einer kaiserlichen Garde Etwas wissen zu wollen.

Trotzdem empfingen wir mehrere wohlwollende, obgleich gegen unseren Vorschlag sich aussprechende Briefe.

„Ihre Gedanken über die Nützlichkeit einer Reserve von Elitetruppen im Kriegsfall sind vollkommen richtig," schrieb uns General Graf A., Senator,... „militärisch theile ich Ihre Meinung; aber ich fürchte, daß politisch der Augenblick für die Wiedererrichtung der Kaisergarde nicht günstig ist.

„Bereits herrscht in den anderen Regimentern der Armee eine gereizte Stimmung gegen die Guiden.

„Die Garde würde ein Zielpunkt aller Eifersüchteleien und allen Neides und vielleicht ein Element der Uneinigkeit in der Armee werden, die einig und compact zu erhalten unter den gegenwärtigen Verhältnissen so nothwendig ist."

Ein höherer Offizier der Reiterei, der unser Heftchen einer ebenso geistreichen, wie wohlwollenden kritischen Analyse unterwarf, sagte:

„Es ist zu besorgen, daß der Kaiser Napoleon III., der die opferbereite Liebe von 500,000 Mann besitzt, sich durch die Errichtung einer Garde von 25,000 Mann der Gefahr aussetzt, 475,000 Eifersüchtige, im Gegensatz von 25,000 Glücklichen zu machen."

Ein Infanteriehauptmann schrieb uns Folgendes:

„Die Araber im 7. Jahrhundert und die Türken zu Zeiten ihrer Eroberungskriege hatten zweierlei Truppen: die eine Art, sehr zahlreich, war aus Unglücklichen zusammengesetzt, die mit Schlägen und oft gefesselt in's Gefecht getrieben wurden; die andere bestand aus einigen Tausenden auserlesener Soldaten. Die Ersten leiteten das Gefecht ein, der Feind stumpfte seine Waffen ab, indem er sie myriadenweise todt schlug und

ihre Leichen dienten, wie Faschinen, zur Ausfüllung der Gräben der Städte, welche die in Reserve gehaltenen Elitetruppen dann mit Sturm nahmen.

„Ist nicht ein Wiederaufkommen dieser barbarischen Taktik durch Errichtung der Garde oder der Reserve-Elitecorps zu befürchten...?"

Aehnliche Gedanken, wie von diesen drei ehrenwerthen Offizieren, wurden uns theils mündlich, theils schriftlich von allen Seiten mitgetheilt.

Aber als man Wind von dem Entschluß Kaiser Napoleon's III. bekam, eine kaiserliche Garde zu errichten, da fand auf der ganzen Linie auf einmal eine Frontveränderung rechtsum kehrt statt. — Mehrere Journale veröffentlichten sehr bemerkenswerthe Artikel, welche viel besser als die unsrigen die Nothwendigkeit der Errichtung von Specialcorps — von Elitecorps — mit einem Worte einer kaiserlichen Garde bewiesen, die unter allen Verhältnissen so unentbehrlich sein sollte...; — und natürlich setzten viele Offiziere, die sich gegen die Errichtung der Garde ausgesprochen hatten, jetzt Himmel und Erde in Bewegung, um zuerst in dieselbe aufgenommen zu werden.

Dieser Rückblick auf Früheres beweist, daß, weit entfernt, die Abschaffung der die kaiserlichen Garde bildenden Elitetruppen zu verlangen, wir seit langer Zeit auf's wärmste die Wiedererrichtung dieser Corps empfohlen haben; denn die Regierungsveränderungen können nie eine Veränderung der militärischen Prinzipien herbeiführen.

Fügen wir noch hinzu, daß die kaiserliche Garde und die Elitetruppen, die gegenwärtig mit so hellem Glanze den kaiserlichen Thron umstrahlen, kurz nach ihrer Errichtung im Krimkriege und neuerdings wieder in Italien Beweise ihrer nachhaltigen und unerschrockenen Tapferkeit gegeben haben. — Ueberall hat sich die neue Kaisergarde würdig gezeigt, die Nachfolgerin der alten Garde des ersten Kaiserreichs zu sein; sie hat ihre Wiedergeburt glorreich gerechtfertigt und tapfer gefeiert und sich das Anrecht auf ein langes und den Geschicken des Kaiserreiches nützliches Fortbestehen erobert.

Viertes Capitel.

Bewaffnung. — Ausrüstung. — Bekleidung.

Soll man die Infanterieoffiziere mit Flinten bewaffnen?

> Alle diese Instrumente sind Teufelswerk, an gottlosen Orten erfunden, um Königreiche und Republiken von Lebenden zu entvölkern und die Gräber mit Leichen zu füllen.
>
> La Noue (Discours militaires).

> Die beständigen Umänderungen in der Bekleidung der Truppen können nur den Interessen der Staatskassen nachtheilig sein, ohne dem Militär, der sie sich gefallen lassen muß, zu nützen.
>
> B. de la Chapelle.

Das gegenwärtige Schießgewehr, mit den verschiedenen Vervollkommnungen, die während der letzten Jahre daran vorgenommen worden sind, scheint uns die vortheilhafteste Waffe für den größeren Theil des Fußvolkes zu sein.

Unzweifelhaft könnte man das gezogene Gewehr noch vervollkommnen, indem man ihm ein Visir, gleich dem des Gewehres der Fußjäger gäbe, und noch besser, wenn man es zum Laden von hinten einrichtete, was die Feuerwirkung verzehnfachen würde; — aber ein lebhafteres Feuer würde stärkere Zufuhr von Munition verlangen; denn der Soldat hat nur zu viel Neigung, nutzlos zu schießen, und die Patrontaschen und die Munitionswagen würden gar nicht mehr zureichen, den maßlosen Verbrauch zu decken.

Dadurch entstände die Nothwendigkeit, sich einen unübersehbaren Park nachfahren zu lassen; und alsdann würde das Heer, schwerfälliger geworden, die Beweglichkeit verlieren, die wir als eine seiner wesentlichen Eigenschaften kennen.

Wollte man den Park nicht vermehren, so würde die Munition schon zu Anfang des Feldzugs erschöpft sein und sehr bald würde sich die Infanterie auf den Kampf mit der blanken Waffe beschränkt sehen, was ihr fast alle ihre Defensivkraft nehmen und sie ihrer Schutzwaffe gegen die Reiterei berauben würde.

Auch sind wir, trotz der vielen Vorzüge des von hinten zu ladenden Gewehrs, des schnelleren Schießens, des Wegfallens des Ladestocks u. s. w., mit vielen Infanterieoffizieren der Meinung, daß das Schieß-

gewehr mit beweglicher Kammer nicht allen Soldaten dieser Waffe ohne Unterschied gegeben werden darf.

Einige Specialcorps, zu einem besonderen Dienste bestimmt, dürften allein mit dem so vervollkommneten Gewehr ausgerüstet werden und von seiner Ueberlegenheit Vortheil ziehen können.

Die Trefffähigkeit der jetzigen Schußwaffe übersteigt übrigens die Geschicklichkeit der Mannschaften, die sie handhaben, so bedeutend, daß diese Waffe heutzutage genügt und wahrscheinlich noch lange Zeit genügen wird.

Uebrigens gestehen wir, daß die bei der Reiterei mit von hinten zu ladenden Karabinern gemachten fruchtlosen Versuche uns gegen diese, übrigens schon 370 Jahre alte Erfindung verstimmt haben.*) — Dies System, von Neuem 1766 von dem berühmten Ingenieur Cugnot vorgeschlagen, wurde von dem General Gassendi als ungeeignet für den Krieg betrachtet.

Bei alledem können neue Vervollkommnungen — hauptsächlich eine Verkleinerung des Kalibers — seine allgemeine Annahme rechtfertigen, wenn die französische Jugend von früh auf im Gebrauch der Waffen und im Zielschießen geübt sein wird.

Wir wollen nur wenig Worte über den Dolchsäbel (sabre poignard) sagen, mit dem die Unteroffiziere und die Gemeinen der Elitecompagnien ausgerüstet sind, weil wir ihn mehr als ein Handwerkszeug für den Bivouac, denn als eine Waffe für das Gefecht betrachten.

Schon der Name dieser Waffe ist uns immer schlecht gewählt erschienen; denn „das Wort Dolch hat eine abstoßende Bedeutung und den Nebenbegriff der Feigheit und Verrätherei.“ Uebrigens ist sie weder ein Säbel noch ein Dolch, sondern das Schwert der Sparter und Römer, das diese letzteren machaera nannten, das Schwert der Schüler der Marsschule von 1793.

Die Ausschüsse der Inspectoren hatten 1784 bei den Sappeuren einen Säbel, der zugleich Säge war, eingeführt; das war zugleich eine Hiebwaffe und ein Zimmermanns-Handwerkszeug. Die Klinge war gerade,

---

*) M. Charrin, in seinen „Considérations sur le tir et les armes à feu portatives,“ giebt als Jahr der Erfindung der von hinten zu ladenden Gewehre und gezogenen Kanonen 1490 an, wo die Anwendung der Schußwaffen nur eine Ausnahme war und man sich meistens der Armbrüste bediente.

Nach demselben Schriftsteller läßt sich auch die Erfindung der Spitzkugeln bis auf die Zeit der ältesten gezogenen Feuerröhre zurückführen.

55 Centimetres lang, 7 breit, der Rücken mit Sägezähnen versehen. Die Revolutionskriege haben diese Waffe, die vielleicht nützlicher wäre als der Dolchsäbel, außer Gebrauch gebracht.

Gegenwärtig macht man Versuche mit einem Bajonettschwerte (épée baïonnette), das den Dolchsäbel ersetzen soll. — Zum Angriff so gut geeignet, wie zur Vertheidigung, kann die neue Waffe in der Hand von Soldaten, die im Bajonettfechten geübt sind, zu einer gefürchteten werden. Von eleganter Form und leichtem Gewicht, nimmt sie sich an der Seite der Mannschaften gut aus und hat außerdem noch den bemerkenswerthen Vorzug, die Compagnien des Centrums, die sie ebenso wie die Elitecompagnien führen sollten, weil sie alle denselben Dienst verrichten, militärischer und angemessener auszurüsten.

Die Waffe, um die es sich handelt, wird, wie der Bajonettsäbel der Fußjäger, auf das Gewehr aufgesteckt. Ein Griff von schwarzem Horn, mit polirtem Eisen verziert, bildet das Gefäß. Die gerade und lang zugespitzte Klinge ist länger als das gegenwärtig in Gebrauch befindliche Bajonett.

Es giebt zwei Modelle dieser neuen Waffe; bei dem einen ist die Klinge dreieckig und ausgeschliffen, wie bei den alten Degen; bei dem anderen viereckig und ebenfalls ausgeschliffen.

Die A u s r ü s t u n g des Soldaten besteht aus einer P a t r o n t a s c h e und einem T o r n i s t e r. Die Patrontasche, zur Aufbewahrung der Munition bestimmt, muß diese vor Feuchtigkeit sicher stellen; hinten getragen, ermüdet sie weniger, erlaubt aber nicht so schnelles Schießen; vorn getragen, erleichtert sie das Laden, belästigt aber beim Marsch.

Die heutzutage übliche Ausrüstung gestattet dem Soldaten, sie hinten zu tragen, wenn er auf dem Marsch ist, und sie im Augenblick des Gefechts vorzuschieben.

Das T o r n i s t e r soll die verschiedenen Sachen des Soldaten enthalten und die im Felde vertheilten Reservepatronen aufnehmen. Das Reglement von 1779 verlangte, daß im Tornister nöthigenfalls noch Platz für Brod auf vier Tage bleiben sollte.

Eine Ordonnanz von 1792 v e r b o t, d a s T o r n i s t e r a n G e f e c h t s t a g e n a b z u l e g e n. — Man wollte dadurch den alten, in der Mitte des 18. Jahrhunderts angenommenen Gebrauch ausrotten, das Fußvolk einen Angriff, ein Rotten- oder Dreigliederfeuer nur ausführen zu lassen, nachdem es die Tornister abgelegt hatte.

Napoleon I. nahm nie den Brauch an, die Tornister abzulegen, um in's Gefecht zu gehen.

„Man möge das Tornister so wenig umfänglich als möglich machen," sagt der Kaiser in seinen Memoiren, „der Soldat möge nur ein Hemd, ein Paar Schuhe, eine Halsbinde, ein Taschentuch, einen Feuerstahl hineinpacken, gut; aber er habe es immer bei sich; denn wenn er sich einmal von seinem Tornister trennt, wird er es nie wiedersehen.

„Es war bei der russischen Armee Brauch, daß der Soldat, bevor er in's Gefecht ging, das Tornister ablegte. Wo sind die mit dieser Methode verbundenen Vortheile? — Die Glieder konnten sich dichter aufschließen, das Feuer des dritten Gliedes konnte benutzt werden, die Mannschaften waren leichter, weniger ermüdet; die Besorgniß, seinen Tornister zu verlieren, in welchem der Soldat meistens seine ganze Habe hat, war geeignet ihn zu vermögen, sich in seiner Stellung zu behaupten.

„Bei Austerlitz fand man auf der Höhe von Posoritz sämmtliche Tornister der russischen Armee in Reihe und Glied aufgestellt; sie waren bei der Flucht liegen geblieben.

„Trotz aller verführerischen Gründe, die man für diesen Brauch anführen kann, hat die Erfahrung die Russen dazu gebracht, ihn aufzugeben."

Dennoch hat man in Afrika, in der Krim und in Italien die Franzosen ziemlich oft die Tornister zum Gefecht ablegen sehen.

Bekleidung. — Ein empfehlenswerther Schriftsteller, Cancrin, sprach 1820 die Meinung aus, daß die Bekleidung für sämmtliche Militärpersonen einer Nation dieselbe sein müsse; der Infanterist und der Reiter, der Artillerist und der Ingenieur, der Garde- und der Liniensoldat, alle müßten gleichmäßig bekleidet sein.

Dieser Gedanke ist neuerdings von einigen Offizieren wieder aufgenommen worden, die, wie man behauptet, den Vorschlag gemacht haben, das ganze französische Heer in dieselbe Farbe und nach Einem Schnitt zu kleiden.

Das hieße, unserer Ansicht nach, das Generalisiren zu weit treiben; denn zwischen den Fußtruppen und den Truppen zu Pferde muß eine der Art ihres Dienstes angemessene Verschiedenheit der Formen bestehen. Ist ein Gewand, das für einen starken und kräftigen Reiter, der auf einem guten Pferde sitzt, vortrefflich ist, auch angemessen für einen Soldaten, der, gezwungen, zu Fuß lange und rasche Märsche zu machen, unter dem Gewicht eines schweren Mantels zusammensinken würde?

Wir wünschten im Gegentheil, daß der Unterschied in der Bekleidung der Truppentheile jeder Waffe groß genug sei, um sofort unterscheiden zu können, zu welchem Regiment ein Soldat gehört.

Die Vortheile dieser unterscheidenden Zeichen sind augenfällig; — sie dienen den Mannschaften zum leichtern Sammeln und machen es den Führern leichter, mit einem Blick zu sehen, welchem Corps Säumige und Pflichtvergessene angehören. „Mancher Soldat flieht aus dem Gefecht, in der Hoffnung, nicht wiedererkannt zu werden, der mit der Befürchtung, erkannt zu werden, nicht zu fliehen wagen würde."

Der Marquis de Feuquières sagte bereits 1725: „Die Bekleidung muß solid, einfach, ohne Verzierung sein und darf bei keiner Bewegung lästig fallen; wozu Sachen tragen, die nur zu einem Revuetage gut sind?"

Oberarzt Biron setzte um dieselbe Zeit hinzu: „Die Form der Bekleidung muß viel mehr den Bedürfnissen des Lebens angemessen, als einem vorübergehenden Geschmack oder einer Laune der Mode unterworfen sein."

Diese Meinungen, die älter als ein Jahrhundert sind, erscheinen uns als vollkommen begründet und logisch; — man könnte heute Nichts Besseres thun, als diesen weisen Rathschlägen folgen.

Die fortwährenden Veränderungen in der Bekleidung der Truppen können nur den Interessen der Staatskasse nachtheilig sein, ohne dem Militär, der sie sich gefallen lassen muß, zu nützen. — Wollte man die in der Bekleidung der Infanterie fast periodisch eintretenden Revolutionen verfolgen, so würde man sie immer wieder eine neue Form annehmen und wieder aufgeben sehen, um bald wieder darauf zurückzukommen.

So wurde die Cotte[1]) zum Maheutre[2]); der Hoqueton[3]) zum Pourpoint[4]); die Casaque oder der Aermelmantel zum Juste-au-corps oder Wams; der Ueberrock zum Frack, die Jacke zur Weste, um den Kreis durch die Wiedereinführung des Ueberrocks, des Capots und des Waffenrocks wieder von vorn zu beginnen, welchen letzteren man neuerdings wieder zur Jacke verkürzt hat.

---

[1]) Ein eng anschließender Ueberwurf oder Tunika.

[2]) Ein Ueberrock, dessen Aermel nur bis zum Ellbogen gingen.

[3]) Eine Art Kriegsrock, auch Paletot genannt, wenn er bis zum halben Schenkel herunterging.

[4]) Ein Unterkleid ohne Schöße und zuweilen ohne Aermel, zuweilen auch mit doppelten Aermeln.

Bei Marengo trugen die Grenadiere der Consulargarde Fracks, deren Schöße bis auf die Mitte der Wade heruntergingen; — bei Austerlitz trug die Infanterie der Kaisergarde Fracks, deren Schöße bis auf 10 Centimeter über der Ferse herabfielen.

Von da an wurde die Bekleidung mit jedem Tage sparsamer eingerichtet; der Mann war von allen Seiten eingeschnürt.

General Dejean, der Kriegsminister, versuchte dem Uebelstand abzuhelfen, indem er in einem Rundschreiben anempfahl, „die Soldaten in ihren Kleidern etwas weniger zu erdrosseln."

Diese einsichtigen Vorschriften wurden nicht beachtet und General Lacuée, sein Nachfolger, war nicht glücklicher. Die Kleider wurden immer knapper und spärlicher, entweder in Folge der Beschränkung der Lieferungen, oder der Ersparnisse, welche die Depots der einzelnen Truppentheile zu machen strebten.

„Die Bekleidungsoffiziere und die Büreaux des Ministeriums," sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, „wetteiferten mit einander, wer am knappsten beschneiden könnte.... Die Armee wäre zuletzt bekleidet gewesen, wie Hunde, die zum Tanzen abgerichtet sind."

1811 wurden die Fracks so kurz, daß sie kaum über das Steißbein hinabgingen. — Die Corpschefs beschwerten sich beim Kaiser.

Napoleon I. ließ ein Reglement, das sich nach bestimmten Modellen richtete, entwerfen; es entstand daraus eine gründliche und sehr ausgedehnte Arbeit, verbunden mit merkwürdigen neuen Untersuchungen über den Uniformschnitt, arithmetisch und genau auf eine gesetzliche und für jede Waffe gemeinsame Form zurückgeführt.

Der Maler Carl Vernet, sein Schwager und sehr geschickte Zeichner wirkten bei diesen Arbeiten mit, die, 1812 durch ein Decret bekannt gemacht, in Folge der stürmischen Zeitverhältnisse nicht zu einer vollständigen Veröffentlichung gelangten.

Diese große Arbeit, 1816 von dem Herzog von Feltre umgestaltet, wurde 1817 an die Corps verschickt. Aber bald entschied der Marschall Gouvion St. Cyr, der ihm als Kriegsminister folgte, daß man diese wichtige, kaum vollendete Arbeit auf ihren einfachsten Ausdruck reduciren müsse.

„Der einfachste Ausdruck," sagt General B..., „war, daß man die Druckbogen und die Kupferstiche, zusammen drei große Foliobände, alle einstampfte. — Sechs Jahre Arbeit und eine Ausgabe von mehreren Hunderttausend Francs waren verloren.

„Von 1814 bis 1830," fährt derselbe Schriftsteller fort, „sind die Form, die Nebenstücke, das Maaß und die Farben der Bekleidung der Truppen öfter geändert worden, als der König den Kriegsminister gewechselt hat."

Diese Sucht nach Veränderungen hat seit 30 Jahren nicht aufgehört und wir können uns noch heute (1861) fragen, ob eine Zeit kommen werde, wo man sich, nicht etwa für eine endgültig festgestellte Uniform, weil der Fortschritt der Dinge von Zeit zu Zeit nützliche Veränderungen verlangt, aber wenigstens für eine Bekleidung entscheidet, deren Verwendung nicht so schnell wieder aufhört, wie die der früheren Uniformirungen.

Wäre es wirklich möglich, diese Bekleidung zu erfinden, bequem in ihrem Schnitt, einfach in ihren Farben, solid in ihrem Stoff, wenig schmutzend, leicht und rasch anzuziehen, zugleich warm und leicht, wasserdicht und frei von jeder überflüssigen Zierath, ohne jedoch Eleganz und guten Geschmack vermissen zu lassen? Diese letztere Bedingung ist von Wichtigkeit; denn der französische Soldat ist eitel und man muß sich wol hüten, bei ihm diese Eigenliebe zu unterdrücken, die oft das aus ihm macht, was der Soldat un joli garçon nennt, d. h. einen Menschen, der eine große Anzahl glücklicher militärischer Eigenschaften besitzt.

Ist dieses Problem unlösbar, so gebe man es wenigstens in der Armee auf, den Soldaten nur gut gekleidet und von guter Haltung zu finden, wenn er wie eine Puppe einhergeht, wenn er von der Halsbinde halb erdrosselt, wenn ihm die Hüfte von einem Gürtel oder anderem Lederzeug zugeschnürt wird, und sein Beinkleid straff und überall anliegend ist.

Sind die Infanterie-Offiziere mit Flinten zu bewaffnen?

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts waren die Infanterie- und Dragoneroffiziere mit dem Sponton bewaffnet, welches die Demipique oder Handpike ersetzt hatte. Der Oberst, der fechtende Stab und die an der Spitze des Regiments in Linie stehenden Hauptleute trugen das Sponton als Erkennungszeichen für den Befehlshaber in der Hand.

Die Handhabung dieser Waffe zum Salutiren, zum Paradiren oder Defiliren zu erlernen, machte einen Theil des Exercirens mit dem Obergewehr aus. Der Marschall von Puysegur lehrt uns die übertriebene

Wichtigkeit kennen, die man damals dem Salutiren mit dem Sponton beilegte, wobei der Hut abgenommen wurde.

Die Ordonnanz von 1690 schrieb für die Spontons der Infanterie-obersten und Offiziere eine Länge von 7$^1/_2$ bis 8 Fuß vor, einschließlich der eisernen Spitze, die einen Fuß lang war und zuweilen gerade, zuweilen in einen Haken auslief.

Bei den Angriffen der Infanterie mußten die Offiziere das Sponton 15 Schritt vor dem Feinde fällen. Das war das Zeichen für die Soldaten, Gewehr hoch zu nehmen, um bereit zu sein, aus nächster Nähe zu schießen.

1710 nahm eine Ordonnanz den niederen Offizieren das Sponton und gab ihnen dafür die Flinte. Seit jener Zeit trugen nur noch die oberen Offiziere das Sponton. Verschiedene Schriftsteller, unter welchen wir den General Rogniat und den Obersten Carrion finden, sind der Meinung, daß die Taktik mit der Zeit den Infanterieoffizieren eine halblange Handwaffe zurückgeben werde, und rathen dazu, indem sie die Abschaffung dieser Sitte beklagen.

Die Gewehre der Infanterie- und Dragoneroffiziere waren mit einem Bajonett versehen, aber kürzer und leichter als die der Mannschaften. Die Lieutenants und Unterlieutenants wurden auf die Flinte vereidigt.

1786 wurde die Flinte den damit bewaffneten Offizieren genommen, trotz des Widerspruchs des Grafen von St. Germain, der die Flinte unter den Waffen der Offiziere beibehalten wissen wollte.

1804 und 1805 schrieb jedoch der Kaiser durch zwei Dekrete vor, den Offizieren der Voltigeurcompagnien gezogene Büchsen ohne Bajonett, verfertigt in der Versailler Waffenfabrik, zu geben.

Soll man, wie ausgezeichnete Offiziere vorschlagen, zum Sponton zurückkehren, oder aber die Infanterieoffiziere mit der Flinte bewaffnen, oder endlich sich begnügen, den Offizieren als einzige Waffe ihren gegenwärtigen Säbel zu lassen?

Wir wollen diese dreifache Frage nicht entscheiden; aber wir behaupten, daß ein Sponton oder eine Handpike von 5—6 Fuß Länge eine der handlichsten und vielleicht mörderischesten Waffen ist. Durch folgenden Umstand sind wir zu dieser Halbüberzeugung gekommen.

Um eine Rüstung zu vervollständigen, haben wir zwei Lanzen von 2 Metres Länge, eine genaue und verhältnißmäßige Reduction unserer ordonnanzmäßigen Lanze, anfertigen lassen. Diese Waffen sind so hand-

lich und von so mächtiger und schrecklicher Wirkung, trotz ihres leichten Gewichts und ihrer leichten Handhabung, daß wir sehr gewiß sind, die Meinung des Generals Rogniat und des Obersten Carrion zu theilen, welche die Abschaffung des Spontons bedauern und prophezeihen, daß man den Infanterieoffizieren mit der Zeit ein Kurzgewehr geben werde. Was uns betrifft, so möchten wir im Vertheidigungs- oder im Angriffsfalle zu Fuß oder zu Pferde gar kein anderes Gewehr haben, als eine unserer kleinen Lanzen.

Diejenigen, welche sich gegen das Sponton und Kurzgewehr aussprachen, behaupteten, der Schaft sei schwach, das Eisen zu kurz und schlecht gehärtet; es wäre mehr ein Commandostab, als eine Waffe und im Grunde wäre ein guter Stock vorzuziehen. Vielleicht würden diese Offiziere anderer Meinung werden, wenn sie die kurze Lanze, von der wir gesprochen haben, einmal in der Hand gehabt hätten.

„Bei gewissen Truppen," sagt Warnery, ein großer Freund der Flinte, „haben die Infanterieoffiziere keine andere Waffe als den Degen, bei anderen lange Piken, bei anderen Spontons oder Partisanen und bei anderen Bajonettflinten, und überall glaubt man Grund zu haben, sie so zu bewaffnen, obgleich zwischen diesen Waffenarten ein großer Unterschied ist. Mir scheint es jedoch, als ob man den Offizieren recht gut dieselben Waffen geben könnte, wie den Mannschaften, nur von leichterem Gewicht, von denen sie erst Gebrauch machen dürften, wenn sie das Weiße im Auge des Feindes sehen."

Zur Unterstützung seiner Ansicht führt derselbe Schriftsteller folgenden Vorfall an, der sich in der Schlacht von Parma, 1734, ereignete.

„Als die kaiserlichen Grenadiere während der Verfolgung der Verbündeten beim Ueberschreiten eines ziemlich tiefen Grabens stockten, stieg einer ihrer Offiziere, jedenfalls ein Matador, hinein und kletterte auf der anderen Seite wieder hinauf, um sie durch sein Beispiel anzufeuern. Er hatte keine andere Waffe als den gezogenen Degen.

„Ein Grenadierkapitän von einem Fremdenregiment im Dienste des Königs von Sardinien, ein ausgewanderter Franzose Namens Lucadou, der nicht ausriß wie die Anderen und sich umsah, bemerkte, daß dieser Offizier allein auf dieser Seite des Grabens war, von wo er seine Leute aufforderte, ihm zu folgen; einige zeigten schon Lust, dies zu thun.

„Lucadou, ein Mann von Unerschrockenheit, obgleich nur 5 Fuß groß, ging auf ihn los und gab ihm einen Bajonettstoß, wobei er ihm

zugleich den Pfropf in den Leib schoß, so daß er auf der Stelle zusammenstürzte.

„Der Fall des Deutschen schüchterte seine Leute so ein, daß sie nicht mehr daran dachten, über den Graben zu gehen, selbst nicht um die Leiche ihres Offiziers zu holen, in welcher der französische Capitän den Tag darauf sein Bajonett wiederfand.

„Wäre der Deutsche mit der Bajonettflinte und der Franzose nur mit dem Degen bewaffnet gewesen, so hätte dieser Letztere vielleicht die That gar nicht versucht, wie er es mir selbst gestanden hat.

„Danach sage man nur, eine Flinte sei einem Infanterieoffizier Nichts nutz; sie ist ihm ebenso nothwendig, wie die Pistolen dem Reiteroffizier; es sind die Birnen, die man für den Durst aufbewahren muß."

Der General Graf von Lessac, Verfasser des Esprit militaire, eines Lieblingsbuchs Napoleon's I., spricht sich über die Bewaffnung der Offiziere folgendermaßen aus.

„In der Wahl der zur Ausrüstung der Infanterieoffiziere dienlichen Waffe, hat man oft gewechselt. Bald hat man ihnen Flinte und Bajonett gegeben, um sich in gewissen Verhältnissen sichern zu können, und bald das Sponton, damit sie nicht in Versuchung kommen, sich mit dem Feind herumzuschießen, anstatt ihre Truppe zu beaufsichtigen und in Ordnung zu erhalten. Da dieser letzte Punkt der wesentlichste ist, so scheint mir das Sponton die für sie geeignetste Waffe zu sein."

Wenn die von uns angeführten militärischen Autoritäten in der Beantwortung der Frage, ob man die Offiziere mit der Flinte oder mit dem Sponton bewaffnen solle, von einander abweichen, so sind sie darin einig, daß die Infanterieoffiziere die eine oder die andere dieser beiden Waffen nicht entbehren können und daß sie in allen Fällen nicht blos mit ihrem Degen, mit oder dem geraden Säbel, bewaffnet bleiben dürfen. — In der That ist im Felde diese Waffe mehr hinderlich als nützlich; besser wäre ein gerades Messer nach Art der kleinen Säbeldolche der Marineoffiziere, aber länger und breiter.

Nach dem letzten italienischen Feldzuge haben einige Infanterieoffiziere den Wunsch ausgesprochen, mit einem Revolver bewaffnet zu werden. Dieses Pistol, welches sich in ganz Amerika und in der englischen Armee rasch verbreitet hat, gestattet 5 oder 6 Schüsse hinter einander abzugeben, trägt ungefähr 100 Metres und besitzt ziemlich dieselbe Trefffähigkeit wie die gewöhnliche Scheibenpistole.

Da diese Waffe sorgsam und mit Verstand gehandhabt sein will, wäre sie in der Hand der Infanterieoffiziere, die meistens gute Schützen sind, gewiß vom Nutzen; einige sind bereits damit versehen. Es handelt sich nur noch darum, die Ausrüstung damit für alle Offiziere vorzuschreiben und eine gleichförmige Art, diesen Revolver auf die bequemste Art zu tragen, zu bestimmen.

Wir hoffen, daß die Versuche, mit denen man sich in der Schießschule zu Vincennes beschäftigt, uns bald ein im Felde brauchbares, ordonnanzmäßiges Modell dieser Waffe geben werden.

Fünftes Capitel.

Von der Rekrutirung für die Infanterie.

Vergleich der Infanterie mit der Reiterei.

> Alle Waffen haben ihre Wichtigkeit, alle sind von großem Interesse in Bezug auf ihre Organisation, ihre Rekrutirung, ihren besonderen Dienst... Sie bilden die Grundelemente der Militärmacht.
> (Tactique générale.)

> Die Infanterie ist die Prosa;
> Die Reiterei ist die Poesie.
> General de la Roche-Aymon.

Eine zuviel geglaubte Ansicht hat einen Irrthum zur Geltung gebracht, die wir Reiteroffiziere zu bekämpfen für eine Pflicht halten: — Man nimmt gewöhnlich in der Armee an, daß man sofort Infanterie schaffen könne, wenn man nur gute Rahmen dazu habe.

Allerdings bedarf es nicht mehr, um Infanterie auf dem Schlachtfeld zu zeigen und selbst um sie in gewissen Vertheidigungsfällen nützlich zu verwenden; aber eine aus Rekruten ohne militärische Ausbildung und Erziehung bestehende Infanterie kann keine ernstlichen Feldzüge machen.

Zum Beweis führen wir die Worte Napoleon's I. an, die er in der Sitzung des Staatsraths am 23. Dezember 1803 sprach, als Admiral Truguet bei Gelegenheit eines Organisationsentwurfs für Marinearbeitercompagnien gegen den ersten Consul äußerte: „Ein Infanterist wird in weniger als sechs Monaten ausgebildet.“

„Das ist ein Irrthum,“ gab Napoleon mit Wärme zur Antwort, „das ist ein Irrthum, den zu verbreiten gefährlich sein würde; er würde

uns dazu bringen, keine Armee mehr zu haben, ... nicht die Rekruten haben in den ersten Jahren der Republik den Sieg erfochten, sondern die 50,000 Mann alter Truppen, und alle die verabschiedeten Militärs, welche die Revolution an die Grenzen geworfen hat. Warum verrichteten die Römer so große Dinge? — weil sie sechs Jahre zur Ausbildung ihrer Soldaten brauchten und nicht sechs Monate, wie eben behauptet wurde. Eine Legion von 3000 Mann war mehr werth, als 30,000 Mann. — Mit 25,000 Soldaten, wie die der Consulargarde, unternehme ich es, ein Heer von 100,000 Mann zu schlagen."

Marschall Soult sagte mit einer Uebertreibung der Ansicht Napoleon's über die Schwierigkeit, schnell Infanteriesoldaten auszubilden, am 4. November 1831 bei Gelegenheit der Berathung des Rekrutirungsgesetzes in der Deputirtenkammer:

„Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß man in einem Jahre einen Infanteristen ausbilden könnte; ein Infanterist braucht länger zur Ausbildung, als ein Kavallerist, weil ersterer erst die Kraft sich erwerben muß, die Anstrengungen des Feldzugs zu ertragen."

Es liegt etwas Wahres in dieser Ansicht, aber das Sophistische und selbst Falsche darin von dem Wahren zu sichten, würde uns zu weit führen. Wir überlassen die Ansicht des berühmten Marschalls der Würdigung und Beurtheilung des Lesers; unser Zweck bei der Anführung dieser Citate ist lediglich, daraus den Schluß zu ziehen, daß man mit Unrecht die Aushebung für die Infanterie hinter der für die anderen Waffen zurückstellt, unter dem Vorwand, daß alle Rekruten dazu gut wären und daß sie sich sehr schnell ausbilden lasse.

Herr X... beklagt in einer genauen und lebendigen Schilderung, wo er alle Dienste malt, welche die Infanterie leistet, alle Anstrengungen und alle Entbehrungen, denen sie sich unterwerfen muß, die jetzt übliche Sitte sie nur aus dem Ausschuß der anderen Waffen zusammenzusetzen. „Das ist ein eigenthümliches Land," fährt er fort, „wo das Gesetz zu den großgewachsenen, kräftigen und gewandten Mannschaften sagt: Du sammt Deinem Gepäck wirst immer von einem Pferde getragen werden; und zu den kleinen, schwächlich und spärlich gewachsenen: Euch wird befohlen, zu Fuß zu gehen und Euer schweres Gepäck auf dem Rücken zu tragen."

Als wir von der Aushebung für die Reiterei sprachen, gaben wir bereits dem Wunsche Ausdruck, daß das Maaß für die Reiterei vermindert würde, um auf diese Weise eine größere Anzahl von Mannschaften

zu erlangen, die mit Pferden umzugehen gewohnt sind. Nicht etwa, daß wir in die Reiterei die Schwächlichen und spärlich Gewachsenen stecken wollten, von denen Herr X... spricht; diese Mannschaften sind weder gut zu Fuß noch zu Pferde und sollten in dem Heere als zukünftige Nullen gar keine Aufnahme finden.

Das Ergebniß, das wir erzielen, dürfte der Infanterie eben so günstig sein, wie der Reiterei.

Nehmen wir folgendes Beispiel an. Der Rekrut ist ein Mann von 1,65 Meter (5 Fuß 1 Zoll); es ist ein kräftiger Elsasser, von Kindheit auf gewöhnt, Pferde zu lenken, ohne Scheu sich darauf zu setzen, sie zu warten und zu füttern; er würde gewiß ein trefflicher Husar sein; aber es fehlen ihm 2 oder 3 Centimetres, um Reiter zu werden — man schickt ihn zur Infanterie, wo er seine Zeit mit trauernder Sehnsucht nach seinen Pferden zubringt.*)

Jetzt kommt ein anderer Rekrut. Er hat 1,68 Meter (5 Fuß 2 Zoll) und ist aus dem Ardechedepartement, wo er immer in den Cevennen gelebt und nie ein Pferd angerührt hat; er hat einen schwierigen Boden bearbeitet und auf seinem Rücken vom Thale auf den Gipfel seiner Berge schwere Lasten getragen, die ihn an diese Art Anstrengung gewöhnt haben; er ist ein guter Fußgänger, er ist Jäger, und würde einen guten Infanteristen abgeben; aber man schickt ihn lieber zur Reiterei, weil er das Maaß hat und weil sein Canton so viel Reiter stellen muß.

Er kann ein guter Soldat sein, aber er wird nie ein Reiter werden, wie der Elsasser, den man wegen 2 Centimetres zurückgewiesen hat und den man wegen eines einzigen Centimeters, vielleicht wegen einiger Millimeter zurückweisen würde.

Wäre es nicht besser, den Elsasser von kleinem Wuchse zur Reiterei zu schicken und den Mann aus den Cevennen zu der Infanterie?

Die Frage stellen, heißt sie beantworten.

Wir schlagen also vor, als Grundsatz gelten zu lassen, daß die Mannschaften für die verschiedenen Waffen nicht blos nach ihrem Maaße ausgesucht werden, sondern hauptsächlich nach ihrer Befähigung zu den verschiedenen Waffen.

---

*) „Als Elsasser," sagt General von Schauenburg, „thut mir immer das Herz weh, wenn ich einen meiner Landsleute mit Flinte und Tornister sehe. In unserm schönen Elsaß setzen sich Kinder von 7—8 Jahren oft schon auf die ungelehrigsten Pferde, und verstehen sogar, sie zu warten."

Demgemäß würde die Aushebung für die Infanterie eben so sehr die ernste Aufmerksamkeit der mit der Vertheilung der Rekruten beauftragten Offiziere verlangen, wie die für die anderen Waffen.

Die durch das Gesetz vom 26. April 1855 und das kaiserliche Decret vom 9. Januar 1856 in der Rekrutirung eingetretenen Veränderungen werden ohne Zweifel eine Quelle von vortheilhaften Ergebnissen für die Armee im Allgemeinen sein; aber wird deshalb die besondere Aushebung für jede Waffe besser vor sich gehen?

Bis jetzt ist es erlaubt, daran zu zweifeln, wenn wir nach dem urtheilen, was unter unsern Augen vorgeht.

Sagen wir es offen, — die von der Verwaltung besorgten Stellvertreter, die bei uns eintreten, entsprechen durchaus nicht der Hoffnung, auf diese Weise geeignetere Subjecte für unsere Waffe zu bekommen, wie wir uns geschmeichelt hatten.

Zwiegespräche folgender Art hört man meistens bei jedem Eintreffen dieser Rekruten, die uns nach einander vorgestellt werden und die wir einzeln befragen.

Der erste Rekrut, den wir vornehmen, ist ein schöner Mann, ziemlich kräftig, aber er hat weiche Hände, schlechtes Zeichen.

— Was ist Ihr Gewerbe?

— Uhrmacher.

— Sie haben wahrscheinlich niemals zu Pferde gesessen oder Pferde gesehen?

— Verzeihen Sie, ich habe oft welche gesehen... vorübergehen, aber ich habe nie auf einem gesessen.

— Wie alt sind Sie?

— 26.

— Sie haben nie gedient? — Sie sind 26 Jahr alt und sie wollen in die Reiterei eintreten?

— Ich will Kavallerist werden, weil es angenehmer ist, die Märsche zu Pferd als zu Fuß zu machen, und außerdem hat man mich zur Reiterei geschickt, weil ich das Maaß hatte.

Der zweite Mann ist ein Wollenappreteur — 24 Jahre alt; der dritte arbeitet in einer Steingutfabrik — 25 Jahr alt; der vierte Weber

— 23 Jahre alt; — dieselben Fragen und den ersten entsprechende Antworten.

Endlich kommt ein Fünfter; — er sieht ganz wie ein wackerer Bauersmann aus, seine Hände sind schwielig, er weiß gewiß mit dem Pflug und mit Pferden umzugehen; wir fragen ihn:

— Gewerbe?

— Landmann.

— Gut... Sie kennen die Pferde, sie haben auf welchen gesessen und sie auf den Acker geführt?

— Nein, mein Herr, wir pflügen nur mit Kühen...

Damit wollen wir abbrechen und sagen, daß die von der Verwaltung besorgten Stellvertreter eben so wenig wie die bei der allgemeinen Stellung erlangten Rekruten unseren Regimentern die Bestandtheile verschaffen, aus denen sich gute Reiter machen lassen.

Wie kann man auch hoffen, einen ausgewachsenen Mann gewandt zu machen,*) der sein ganzes Leben damit zugebracht hatte, Wolle zu kämmen, Steingut zu machen, oder in gebückter Stellung und sitzend in einem Uhrmacherladen zu arbeiten? — Wer soll ihm Geschmack am Pferde und am Reiten beibringen und ihn in die Feinheiten der Einzelnausbildung einweihen?

Nicht Menschen von 20—30 Jahren **) darf man in der Reiterei zulassen, wol aber junge Leute von 17 Jahren, die von langer Hand her gewohnt sind, mit Pferden umzugehen.

Der Erlaß des Staatsministers vom 12. Februar 1861, der das vom kaiserlichen Decret vom 19. Dezember 1860 für die Hebung der Pferdezucht angenommene Programm weiter entwickelt, spricht von

*) Um guter Seemann zu sein, muß man von Kindheit an auf dem Meere gelebt haben; — um guter Reiter zu werden, muß man vom 8. oder 9. Jahre an mit Pferden umgegangen sein. — Was läßt sich von dem Sohne eines Strumpffabrikanten oder eines Webers erwarten, der ein Pferd wie ein wildes Thier betrachtet?

(Tactique de la cavalerie.)

**) Nach dem vorher angezogenen Gesetz werden Stellvertreter bis zu einem Alter von 30 Jahren in der Reiterei zugelassen — selbst wenn sie noch nie auf einem Pferde gesessen haben.

Wir wissen, daß es geschickte Stallmeister giebt, die durch Hülfe von Principien - nach ihren Worten viel besser als die des Kavallerie-Exercierreglements — Menschen jeden Alters, die nie zu Pferde gesessen haben, das Reiten und zugleich das Abwarten ihrer Pferde lehren, Alles in einigen Lectionen; aber das sind Kunststücke, die an die Zeitungsanzeigen der Zeichenlehrer erinnern, die ihren Schülern versprechen, ihnen in einer einzigen Lection Landschaftszeichnen zu lehren.

Pferdewartungsschulen (Écoles de dressage); — wir wünschten mit dem Grafen von Pontgibaud, daß den Hauptgestütstationen geeignete Persönlichkeiten beigegeben würden, deren besonderer Beruf es wäre, gleichzeitig Pferde und Reiter auszubilden.

Sie würden der Jugend auf dem Lande unter den Augen der Züchter das Reiten lehren.

So verbände sich ganz naturgemäß mit der Ausbildungsschule für Pferde eine Pflanzschule für ländliche Reiter.

Außerdem würde Niemand der städtischen Jugend verwehren, sich in den Reitschulen auszubilden, und die Reitkunst und der Geschmack am Pferde würden sich bald in allen Klassen der Gesellschaft verbreiten.

Napoleon I. suchte auch unter den Pupillen und Veliten sich eine Pflanzschule für Reiter zu bilden.

Wir hoffen, daß auf die neuerdings vom Kaiser Napoleon III. gebildeten Pupillen der Kaisergarde zu Fuß bald die Errichtung von Pupillen oder junger Veliten für die Reiterei folgen werde.

Ehe wir unsere Bemerkungen über die Rekrutirung schließen, müssen wir noch hinzusetzen, daß das Gesetz über „die Befreiung vom Militärdienst, indem es die Stellvertretung erleichtert, im Heere auf eine sehr auffällige Art die Proletarier vermehrt; sie entzieht vornehmlich der Reiterei die Söhne der Pächter und Landleute. Gerade diese jungen Leute aber verbinden mit dem Vorzug, von früh auf an die Behandlung des Pferdes gewöhnt zu sein, ein größeres Maaß von Intelligenz, als die Rekruten aus den anderen Ständen besitzen."

Die Folgen dieser Thatsachen lassen sich leicht würdigen.

Wenn unser Rekrutirungswesen erst nach den Grundsätzen eingerichtet ist, die wir in unserem ersten Theil entwickelt haben und auf deren Bedeutung wir nicht genug nachdrücklich hinweisen können, alsdann, wie Napoleon I. sagte:

„Alsdann kann das französische Volk das Weltall herausfordern und mit größerem Rechte das Wort der stolzen Gallier wiederholen: *Wenn der Himmel einfallen wollte, würden wir ihn mit unseren Speeren stützen!*"

Vergleich der Infanterie mit der Reiterei.

Kehren wir zu der Infanterie zurück, die wir vielleicht zu häufig verlassen, um unsere Ansicht über die Wirkungskraft dieser Waffe, als

taktisches Werkzeug in der Hand eines Armeebefehlshabers betrachtet, auszusprechen.

Ihre Eigenschaften und ihre Fehler dürfen jedoch nicht, wie es oft geschieht, übertrieben werden, wenn man sie mit der Reiterei vergleicht.

Die Infanterie abstract genommen, ist die Hauptkraft der modernen Heere; aber sie ist nicht ihre ganze Kraft; sie ist die Basis der Heere; — „aber zu dieser Basis gehören Strebepfeiler und Widerlager, um ihre Festigkeit zu vervollständigen.“

Sie kämpft überall, aus der Nähe und aus der Ferne, in der Offensive und in der Defensive, kein Hinderniß hält sie auf. So haben wir sie 1796 unter den ungünstigsten Terrainverhältnissen mit Erfolg mitten in den Alpen auftreten sehen.

Aber wenn ihr auch Geschwindigkeit und Behendigkeit nicht versagt sind, so kann sie diese doch nicht zur großen Schnelligkeit, zur Schnelligkeit des Blitzes steigern; eine lange Strecke zu durchlaufen, einen augenblicklichen, offensiven Rückstoß auszuführen, einen ungestümen Choc zu unternehmen, den Feind lebhaft und andauernd zu verfolgen, zerstreute Flüchtlinge einzuholen, gelockerte und in Unordnung gebrachte Colonnen abzuschneiden und zu Gefangenen zu machen oder zu vernichten, sind für die Infanterie unmögliche Kriegsthaten.

Diese verschiedenen wichtigen und oft entscheidenden Leistungen sind Sache der Reiterei. Beispiele sind überreichlich vorhanden; wir wollen nur ein einziges anführen:

In der Schlacht von Meddelin, welche Marschall Victor 1809 gegen den General Cuesta gewann, zogen sich die Franzosen, nur 10,000 Mann Infanterie und 3000 Reiter stark, vor der spanischen Armee von Andalusien, aus 45,000 Bajonetten und 5000 Pferden bestehend, zurück.

Also 50,000 Spanier gegen 13,000 Franzosen.

Die Spanier folgten der französischen Armee auf dem Fuße und beschossen sie aus ihren 40 Geschützen, indem sie ihre Flügel sehr ausdehnten, um unsere beiden Flanken zu gewinnen.

In diesem kritischen Augenblick ergriff General Latour Maubourg wieder die Offensive und fiel die spanischen Bataillone an der Spitze von drei Dragonerregimentern an, während die Generale Lasalle und Bordesoulle sich an der Spitze des 5. und 10. Jägerregiments mit verhängtem Zügel auf den Feind warfen.

In weniger als fünf Minuten war die spanische Armee nur noch eine formlose Masse, die nach Villa Nueva de la Serena floh. —

15,000 Spanier wurden niedergehauen oder niedergeritten; — 6000 Gefangene und 40 Geschütze waren die Trophäen dieses glänzenden Gefechts.

Wir sahen bereits bei früherer Gelegenheit an der Waffenthat des Lieutenants Desmichel (im 1. Theil, Seite 10), was ein Zug Reiterei in einigen der weiter oben angeführten Fällen ausrichten kann.

Die Infanterie kann allein Schlachten liefern und gewinnen; aber sie kann ohne die Mitwirkung und die Thätigkeit der Reiterei weder ihren Sieg vervollständigen, noch alle seine Früchte sammeln. Eingeschlossen in die Grenzen des Schlachtfeldes, dessen Herrin sie geblieben ist und auf demselben gewissermaßen blokirt, wie das in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai auf der Ebene von Lützen stattfand, ist sie dann genöthigt, Gewehr im Arm und in Vertheidigungsstellung dem Rückzug eines Feindes zuzusehen, der sich einige Stunden weiter von Neuem ordnet und eine neue Schlacht anbietet, wie dies bei Wurschen und Bautzen geschah, wo der Sieg abermals aus Mangel an Reiterei nicht vervollständigt werden konnte.

Auch wird die Infanterie unter manchen Verhältnissen Niederlagen nicht vermeiden können, wenn sie nicht von anderen Waffen unterstützt wird; so mußte in der Schlacht von Dresden ein östreichisches Infanteriecorps vor einer Colonne Reiterei die Waffen strecken, weil der Regen ihm nicht erlaubte, von der Schußwaffe Gebrauch zu machen. Dasselbe Ereigniß kann stattfinden, wenn die Infanterie sich verschossen hat.

Unter vielen Verhältnissen hat man die Reiterei allein und bei verhältnißmäßig geringer Stärke große Resultate erreichen sehen.

Murat zwang blos mit seiner Reiterei den Fürsten von Hohenlohe, zu kapituliren.

Lasalle nahm Stettin mit einer leichten Reiterbrigade von kaum 800 Pferden und ohne Artillerie.

In der Schlacht an der Beresina rettete General Berckheim die Armee durch den schönen Angriff, den er an der Spitze von 500 Kürassieren ausführte.

Der Paß von Somo-Sierra, obgleich abgegraben und verschanzt, von zahlreicher spanischer Infanterie und 12 Geschützen vertheidigt, wurde 1808 von einer Schwadron polnischer Gardelanciers forcirt. Diese außerordentliche Waffenthat verdiente der Nachwelt überliefert zu werden und die Handvoll Tapferer, die sie zu unternehmen wagten, zu verewigen.

Endlich, wenn die Infanterie auch eben so schwer zu formiren, auszubilden und zu erhalten ist, wenn zu ihr nicht blos gut ausgebildete

Cadres, sondern auch kräftige, tüchtige, für Anstrengungen und Entbehrungen abgehärtete, für das Gefecht wie an den Marsch gewöhnte Soldaten gehören, so ist es doch nicht weniger wahr, daß sie verhältnißmäßig und trotz dem, was Marschall Soult von ihr sagt, weniger Zeit braucht, als die Reiterei, um verwendbar zu werden.

Das drückt sehr gut, obgleich ein wenig trivial, der Marschall von Sachsen in seinen „Reveries" mit den Worten aus: „Quant à l'infanterie, pourvu qu'il y ait quelques vieilles têtes, *on fait des queues* tant qu'on veut."

Sie ist außerdem auf dem Schlachtfelde leichter zu handhaben und zu leiten, während die Reiterei ungewöhnliches Geschick erfordert, um gut geführt zu werden, und die Erfahrung beweist, daß die Männer, die sie im rechten Augenblick zu verwenden gewußt haben, immer selten gewesen sind. Das hat den General Foy zu der ganz richtigen Bemerkung veranlaßt: „Man kann Infanteriegeneral werden, aber der Reitergeneral wird geboren."

Schließlich ist Frankreich dasjenige Land in der Welt, welches die meisten zum Infanteriedienste tüchtigen Mannschaften hervorbringt. Sie sind zahlreich in allen unseren Departements vorhanden, vornehmlich in denen des Südens und der Mitte; auch gilt die französische Infanterie für die beste in Europa.

Demungeachtet vereinigt der Franzose auch in einem ausgezeichneten Grade die unterscheidenden Eigenschaften, wenn auch nicht des eigentlichen Reiters, so doch des Kavalleriesoldaten: — Kühnheit, Intelligenz, Gewandtheit, Feuer; — und man kann behaupten, daß in der Masse und in den Einzelnheiten die französische Reiterei gegenwärtig über den Reitereien steht, denen sie Aussicht hat, auf dem Schlachtfelde zu begegnen.

Erkennen wir schließlich an, daß bei allen Nationen die Infanterie die erste der Waffen ist, und daß alle Völker, welche eine glorreiche militärische Epoche gehabt haben, ihre Ueberlegenheit der Infanterie verdankten.

Der vornehmste Grund davon liegt in der Einfachheit ihrer Organisation, die, da der Mensch ihr einziger Bestandtheil ist, ihre moralische Stimmung für alle Energie, Begeisterung und Hingebung empfänglich macht, welche die Intelligenz, die Vaterlandsliebe und die Ehre in menschlichen Herzen zu entwickeln fähig sind.

Sehen wir daher eine Infanterieabtheilung mit Waffen und Gepäck, so wie sie in's Gefecht, dem Tode und dem Ruhme entgegen geht, marschiren, so ergreift uns eine heilige Achtung, und wir geben diesen mäch-

tigen Männern, von deren Tapferkeit zum großen Theil das Loos der Schlachten abhängt, den Ehrengruß.

Was wir oben von der Infanterie sagten, faßt die Meinung zusammen, welche wir von dem moralischen Werth dieser Waffe haben, was aber den Einfluß der gezogenen Gewehre und selbst der gezogenen Kanonen betrifft, so glauben wir, daß man im Allgemeinen die Wirkungen überschätzt, die von diesen neuen Waffen im Kriege zu erwarten sind.

Die Zahlen beweisen, daß man in den Kriegen des Kaiserreichs, wo man sich der glatten Waffen bediente, verhältnißmäßig mehr Leute verloren hat, als in dem letzten italienischen Feldzuge, wo man mit gezogenen Waffen focht.

In der That stellen sich in den großen Schlachten dieses Jahrhunderts die Verluste der Heere, die sich auf den Schlachtfeldern begegneten, in folgender Weise dar:

Bei Austerlitz betrug der Verlust der Russen 30 % (0,30) der Gesammtstärke ihres Heeres und der der Oestreicher 0,44; — die Franzosen verloren 0,14.

Bei Wagram betrug der Verlust der Oestreicher 0,14; — der der Franzosen 0,13.

An der Moskowa verloren die Russen 0,44; — die Franzosen 0,37.

Bei Bautzen verloren die Russen und Preußen 0,14; — die Franzosen 0,13.

Bei Waterloo belief sich der Verlust der verbündeten Armeen auf 0,31; — und der der Franzosen auf 0,36.

Bei Magenta, 4. Juni 1859, war der Verlust der Oestreicher 0,8; — der der Franzosen 0,7.

Bei Solferino verloren die Oestreicher 0,8 — und das französisch-sardinische Heer 0,10. *)

„Magenta“, sagt General Renard **), „hat einen erbitterten Kampf gesehen; bei Solferino haben sich zwei Armeen 12 Stunden lang mit bemerkenswerther Hartnäckigkeit den Sieg streitig gemacht, und trotzdem sind die in diesen beiden Schlachten erlittenen Verluste um Vieles geringer, als die der am wenigsten blutigen Schlachttage des Kaiserreichs.

---

*) Die Kavallerie der Jetztzeit.

**) *De la Cavalerie,* — Réflexions sur les idées emises au sujet de la diminution et de la transformation de cette arme. — Bruxelles, 1861.

„Man wird nicht behaupten, die Truppen wären unfähig und ungeübt gewesen; denn niemals haben die Kaiser von Frankreich und von Oestreich solche Truppen besessen; — man wird nicht behaupten, sie wären in zu großen Entfernungen von einander geblieben; denn nach allen Berichten sind niemals die Bajonettangriffe so oft vorgekommen; und trotzdem sind die Verluste nie so gering gewesen.

„Noch Etwas ist hier als bemerkenswerth hervorzuheben: — die Sieger haben trotz der gezogenen Kanonen der Franzosen eine größere Anzahl Todte und Verwundete verloren, als ihre besiegten Feinde."

Diese Erscheinung ist unserer Ansicht nach zwei Hauptursachen zuzuschreiben.

Die erste dieser Ursachen liegt sicherlich in dem Mangel, der allen diesen neuen Waffen beiwohnt, daß sie auf große Entfernungen nicht rasirend genug wirken; die Linie, welche das Geschoß alsdann beschreibt, bildet einen zu hohen Bogen, und der Schuß wird bohrend.

So stellt man gegenwärtig z. B. bei unsern Nachbarn Versuche mit der Wahrendorff-Kanone an, die von hinten geladen wird. — Diese neue Kanone verlangt auf eine Entfernung von nur 2500 Metres 50 Centimetres Aufsatz. Die Folge davon ist ein sehr bedeutender Schießwinkel und eine Curve, von der die von den Bomben beschriebene Parabole einen Begriff geben kann.

Dem Vernehmen nach ist die Flugbahn so plongirend, daß die Kugel über die Spitze der Vendômesäule, ohne sie zu berühren, hinwegfliegen würde, wenn sich diese Säule zwischen dem Geschütz und dem zu erreichenden Ziele befände.

Was hat von einer solchen oder einer ähnlichen Waffe die Infanterie oder die Reiterei zu fürchten? — unbedingt nichts — außer in einer einzigen Entfernung von den Batterien; aber rückwärts oder vorwärts von einem gewissen Punkte kann weder die eine noch die andere getroffen werden.

Dies ist aber ein großer Mangel, ein wesentlicher Mangel, den man zu vermindern sucht, und der begreiflich macht, von wie hoher Wichtigkeit die genaue Abschätzung der Entfernungen ist.

Die zweite Ursache der geringen Anzahl der außer Gefecht Gesetzten kann daher rühren, daß die Reiterei nicht in Masse hat auftreten und ihre wahre Rolle in der Schlacht spielen können.

Im italienischen Feldzug lassen sich allerdings bei beiden Armeen gute Reiterstücke, ausgeführt von kleinen Abtheilungen Reiterei, anführen,

aber große Angriffe dieser mächtigen Waffe, die in wenigen Augenblicken Infanteriecarrés oder Massen vernichten oder zerstreuen, sind nicht vorgekommen.

Hat das an der Schwierigkeit des Terrains, oder an der Unerfahrenheit der Führer der Reiterei gelegen?

Eine solche Frage wollen wir hier nicht weiter besprechen — wir wollen nur eine Thatsache feststellen, nämlich, daß in Italien die Reiterei nicht in Masse aufgetreten ist, *) und daß die wirklich entscheidenden Siege nur nach einem der Kavallerieorkane erlangt werden können, die, nach dem Ausdruck der Kürassiere des General Hautpoul, ein Carré pulverisiren und ein Heer vernichten.

Man kann daher folgern, daß die Vervollkommnung der Schußwaffen wenigstens vor der Hand die Gefechte nicht mörderischer gemacht habe, und daß sie wahrscheinlich, wie wir bereits hervorgehoben, in der allgemeinen Taktik weniger Veränderungen herbeiführen werde, als man sich anfangs eingebildet hat.

Wie dem immer sein möge, so wird nichts desto weniger die Infanterie das Hauptelement der Macht der Staaten bleiben.

*) Wir rufen so oft die durch Kavalleriemassen im Kriege herbeigeführten großen Erfolge in's Gedächtniß zurück, weil es anerkannt ist, daß die Ueberlegenheit dieser Waffe unter dem Kaiserreich von ihrer glücklichen Verwendung in dieser Form herrührte, während bei den Verbündeten die untergeordnete Rolle, welche die Reiterei spielte, eine Folge des Zersplitterungssystems war, das man im Widerspruch mit den Lehren Friedrich's II. auf sie anwendete.

Wir erkennen jedoch an, daß die Taktik immer dahin gestrebt hat, die Tiefe der Truppenaufstellungen zu vermindern, und daß die 32 Glieder der Schlachtordnung der Reiterei bei den Alten allmälig auf sechs, auf vier, auf drei und schließlich auf zwei Glieder gesunken sind.

Darauf hin weiter schließend, bleiben einige Schriftsteller noch nicht dabei stehen und behaupten, daß in Folge der Einführung der neuen Schußwaffen die Reiterei sich mit der Zeit in einem einzigen Gliede formiren und fechten werde.

Zu demselben Schluß gelangen sie, indem sie annehmen, daß sämmtliche Kavalleriecorps das gezogene Gewehr würden annehmen müssen. Um sich dieser vervollkommneten Waffe zu bedienen, sagen sie, würde die Reiterei gezwungen sein, sich in einem einzigen Gliede, ohne Fühlung rechts und links, aufzustellen; — was uns zu der Ordre en haie der Gensdarmerie zurückführen würde.

Ohne uns bei der Untersuchung aufzuhalten, ob eine Abänderung unserer gegenwärtigen Normalstellung in zwei Gliedern nothwendig werden würde, heben wir hervor, daß wir die Verwendung der Reiterei in Masse nur als eine Ausnahme und letztes Mittel betrachten, um einen entscheidenden Schlag zu führen, wenn es sich darum handelt, die feindlichen Linien um jeden Preis über den Haufen zu werfen.

Sechstes Capitel.

Von der Artillerie.

Ihre Rolle im Kriege.

Die Artillerie — ultima ratio regum — ist die eigentliche Wurfwaffe.

Die Rolle der Artillerie in den Schlachten ist unermeßlich.

Art militaire.

Die Artillerie ist heutzutage die Waffe, die in Wahrheit das Schicksal der Armeen und der Völker entscheidet.

Napoleon I.

Die Wichtigkeit der Artillerie im Felde soll, behauptet man, in Folge der hohen Vervollkommnung in der Tragweite und Trefffähigkeit des Schießgewehrs sich erheblich vermindert haben. — Diese, von verschiedenen Militärschriftstellern aufgestellte Behauptung erscheint uns sehr anfechtbar.

Daß 1845 bei den Verhandlungen über die Armirung von Paris General Paixhans behauptete, die Artillerie werde vor der mit gezogenen Gewehren bewaffneten Infanterie verschwinden; — daß Oberst Favé später sagte, die Wirksamkeit und Bedeutung der Artillerie könnte sich durch die Vermehrung der Tragweite und der Trefffähigkeit der Handfeuerwaffen beträchtlich vermindern; — daß General von Strotha 1849 als preußischer Kriegsminister die Meinung aussprach: zehn gute Schützen, gut gedeckt aufgestellt, genügten, es einer Batterie unmöglich zu machen, in Kartätschenschußentfernung aufzufahren, begreifen wir, weil damals das vervollkommnete Schießgewehr eine gleiche und selbst größere Tragweite hatte, als die Kanone.

Aber wenn man gegenwärtig, 1861, wo die Artillerie nach einem der gezogenen Flinte ganz analogen System eingerichtet ist, wo die Kanonen viermal so weit tragen, als die neuen Gewehre, die alten Gründe gegen die Bedeutung der Kanone anführt, so begreifen wir es nicht mehr.

Um zu beweisen, wie wenig Wichtigkeit der Artillerie beizumessen ist, beruft man sich auch auf den Marschall Bugeaud, der, als er noch Generalmajor war und nach Afrika berufen wurde, um eine von Abd-el-Kader im Lager an der Tafna eingeschlossene Division zu entsetzen,

den Befehl gab, seine Artillerie einschiffen zu lassen, und der später, als General-Statthalter von Algerien, auf seine Kriegszüge nie andere Artillerie, als einfache Gebirgshaubitzen, in unbedeutender Anzahl mit sich nahm.

„So wie es Marschall Bugeaud im afrikanischen Kriege gemacht, muß man es in Zukunft in jedem Kriege machen." *)

Darauf erlauben wir uns zu antworten, daß die hier gezogene Schlußfolgerung der Ansicht des berühmten Siegers vom Isly vollkommen widerspricht.

Um die Wahrheit der Thatsachen wiederherzustellen, genügt es, seinem Wortlaute nach anzuführen, was Generalmajor Bugeaud sagte, als bei der erwähnten Gelegenheit auf die Kunde, daß die Artillerie zurückgeschickt werden sollte, Oberst Combes an der Spitze der höheren Offiziere zu dem General kam, um ihm die Ansichten seiner Kameraden mitzutheilen.

„Wir glauben," sagte der tapfere Oberst, „daß Sie einen Fehler begehen, wenn Sie uns unserer Artillerie berauben; sie unterstützt die moralische Haltung des Soldaten, welche durch ihre Abwesenheit leiden kann; sie erhält die Araber in guter Entfernung von unseren Colonnen und verursacht, daß wir nicht so viel Verwundete haben."

„Meine Herren," gab ihnen General Bugeaud zur Antwort, „Sie sagen, die Soldaten fühlten durch die Artillerie ihr Vertrauen wachsen. Ich kenne seit langer Zeit dieses Gefühl, und in Europa ist es wohl begründet; — aber man muß ihnen lehren, daß dies in Afrika durchaus nicht der Fall ist.

„Was! Sie wollen nicht ohne schweres Geschütz gegen Araber kämpfen, die keines haben, während Sie vor ihnen schon drei ungeheuere Vortheile, die Organisation, die Disciplin und die Taktik, voraus haben?" *)

Jetzt sieht man klar genug, daß Marschall Bugeaud, wenn er der Ansicht war, daß man in Afrika Artillerie entbehren könnte, weil die Araber keine haben und weil keine Straßen zu ihrer Fortschaffung vorhanden sind, dagegen glaubte, in einem Kriege in Europa, wo man mit Feinden zu kämpfen hat, die eine zahlreiche Artillerie besitzen und bei denen die Organisation, die Disciplin und die Taktik fast dieselben

---

*) Nouvelle Méthode de Guerre, par M. le commandant Bonneau du Martray. — 1859.

**) Ce qui se passa avant la bataille de la Sikak, par le Maréchal Bugeaud.

sind, die französische Armee ihnen Kanonen in eben so großer Anzahl und von eben so guter Beschaffenheit entgegen stellen müsse.

Wirklich begreift man nach den Diensten, welche unsere vervollkommnete Artillerie im italienischen Feldzuge 1859 geleistet hat, nicht, wie man ernstlich vorschlagen kann, in Europa ein System zu befolgen, das man ausnahmsweise in Afrika gegen arme Araber annahm, denen dieses Hülfsmittel fehlte.

Hören wir, was Napoleon I. von der Artillerie sagt: „Im Allgemeinen giebt es keine Infanterie, und sei sie noch so tapfer, welche ohne Artillerie ungestraft 500 oder 600 Toisen weit gegen gut aufgestellte und gut bediente Geschütze marschiren kann: ehe sie zwei Drittel des Weges zurückgelegt hat, sind die Mannschaften todt, verwundet oder zerstreut."

Die Artillerie zu sehr herausstreichen und zu sehr an ihre Wirkungen glauben, sie zu sehr herabsetzen und ihr zu wenig Wichtigkeit beilegen, sind zwei Extreme, die man gleichmäßig vermeiden muß.

„Ich will die richtige Mitte zwischen diesen Extremen suchen," sagte Guibert in seinem „Essai général de tactique"; „ich will sie vornehmlich in Bezug auf die Eigenschaften und die Wirkungen der Artillerie im Krieg im Felde suchen, weil namentlich auf sie dieser Krieg Einfluß hat.

„Die Artillerie ist für die Truppen das, was die Flanken für Befestigungswerke sind. Sie ist da, ihnen Anlehnung zu geben, sie zu unterstützen, die Linien, welche sie besetzt, im Rücken oder in der Verlängerung zu beschießen; in der Schlachtordnung besetzt sie die ausspringenden Punkte, die Punkte, welche Ausläufer bilden, die Theile, welche wegen der Zahl oder der Gattung der Truppen, oder wegen der Beschaffenheit des Bodens schwach sind; sie soll den Feind entfernen, in Schach halten, ihn am Debouchiren hindern. Die hinsichtlich dieser verschiedenen Zwecke gut verwendete Artillerie ist für den Mann von Genie eine nützliche Beigabe und ein Mittel mehr."

Abgesehen von den neuen Gesichtspunkten, die sich in Folge der seit Guibert in der Artillerie gemachten Fortschritte aufstellen lassen, scheint uns diese Stelle der genaueste Ausdruck der über die Verwendung der Artillerie herrschenden Ansichten zu sein.

Bei alledem hat diese Waffe in den Kriegen des Kaiserreichs eine noch wichtigere Rolle gespielt, als ihr unser berühmter Taktiker am Vorabend der Revolution von 1789 zuschrieb.

Heutzutage ist sie durch die in ihrem Material eingeführten Verbesserungen, durch ihre außerordentliche Beweglichkeit, durch die große Tragweite, Trefffähigkeit und Lebhaftigkeit ihres Feuers bestimmt, eine noch wichtigere Rolle zu spielen.

Trotz ihrer Schnelligkeit und ihrer Wirkungskraft, trotz des Beispiels, das sie bei Friedland gegeben, kann sie sich doch nicht allein und vereinzelt gegen gewandte, in Plänkerer aufgelöste Infanterie vertheidigen, noch einer Reiterei entgehen, die sie in der Schwärmattake unerschrocken angreift. Daher muß die Reiterei ihren Marsch aufklären und die Infanterie ihre Stellungen, ihre Aufmärsche und ihr Feuer decken; und andererseits muß die Artillerie die Angriffe der Infanterie und der Reiterei unterstützen, beschützen oder vorbereiten, je nachdem es die Gelegenheit fordert.

Hauptsächlich der Reiteroffizier muß heutzutage von der Wahrheit durchdrungen sein, daß mit reitender Artillerie als Hülfswaffe seiner Waffe nichts mehr unmöglich ist.

Die leichte Artillerie muß daher im Kriege die Gefährtin der Reiterei sein; sie erleichtert ihre schnellen Märsche, ihre kühnen und unerwarteten Angriffe, erschüttert die moralische Haltung des Feindes und hebt im Gegentheil die ihrer Reiterei; und vereinigt werden sich diese beiden brüderlichen Waffen nicht scheuen, die kühnen Schläge zu versuchen, welche in der Schlacht den Sieg entscheiden.

Wenn man die Nützlichkeit und Wichtigkeit der reitenden Artillerie erwägt, so kann man sich mit Recht wundern, daß diese Unterart der Artilleriewaffe nicht ältern Ursprungs ist; denn ihre Errichtung scheint ein taktisch sehr einfacher Gedanke zu sein.

Mirabeau glaubt die Erfindung der reitenden Artillerie in die Regierungszeit Ludwigs XIV. versetzen zu müssen; was seine Ansicht rechtfertigt, ist der Umstand, daß es in französischen Diensten Reiterregimenter gab, denen Geschütze beigegeben waren.

Demnach nimmt man allgemein an, daß Friedrich II. die leichte oder fliegende Artillerie 1758 errichtet, im folgenden Jahre im Lager

von Landshut versucht und 1762 zum ersten Male auf dem Schlachtfeld nützlich verwendet habe.

General Lafayette, der 1785 den Revuen in Schlesien beiwohnte und von dem König von Preußen wiederholt in vertraulicher Audienz empfangen wurde, lernte in seinen Unterredungen mit dem großen Friedrich die Nützlichkeit dieser neuen Waffe kennen. Als der Waffengefährte Washington's nach Frankreich zurückkehrte, befürwortete er angelegentlich die Errichtung eines Corps berittener Artilleristen; aber erst kurz vor Ausbruch des Revolutionskrieges fand man Geschmack an dem Plan, und das betreffende Decret wurde am 28. September 1791 erlassen.

Die in Metz von dem General Mathieu Dumas organisirte leichte Artillerie trug mächtig zum Gewinn der Schlacht von Jemappes bei.

Unter dem Kaiserreich leistete diese neue Waffe ausgezeichnete Dienste. Da zu jener Zeit die Flinte nur eine mittelmäßige Tragweite hatte, sah man oft kühne Artilleristen, voller Vertrauen auf ihre Waffe, mit ihren geladenen Geschützen im Galopp bis auf 200 Metres vom Feinde heranfahren und, indem sie hier mit Kartätschen schossen, plötzlich die größte Verwirrung in seinen Reihen hervorbringen und ihn vertheidigungslos den Angriffen der Reiterei preisgeben.

In der That sind die Franzosen zu dem Dienst der leichten Artillerie besonders tüchtig, da sie mehr Feuer und mehr Lebhaftigkeit in ihren Offensivbewegungen verlangt, als die Fußartillerie.

Die Ausbildung der reitenden Artilleristen ist im Vergleich mit der der Reiterei, und abgesehen von dem technischen Theile, leichter und rascher; denn wenn das Reiten ihnen nothwendig ist, so ist es doch immer eine besondere Art Reiten, welche durchaus nicht die Complicationen und Schwierigkeiten darbietet, wie bei der Kavallerie.

Bei der Artillerie ist das Pferd nicht, wie bei der Reiterei, ein Gefechtselement, sondern lediglich ein Fortschaffungsmittel. Das Ziel der Ausbildung zu Pferde ist daher auch nicht dasselbe, wie bei der Reiterei.

Außer der Ausbildung zu Pferde sind fast immer Kraftarbeiten vorzunehmen, die eine große Analogie theils mit den Feldarbeiten, theils mit den Arbeiten der Werkstätten und Werfte haben, mit denen sich fast alle Rekruten dieser Waffe beschäftigt haben.

Was die zur Artillerie geeigneten Pferde betrifft, d. h. die leichten Zugpferde, die auch die Bespannung für die leichte Artillerie liefern, so

sind sie in Frankreich zahlreich; sie gehören zu dem Schlag, den die Post, die Messagerien, die öffentlichen Fuhrwerke benutzen, und kein Land hat einen so guten für diesen Dienst aufzuweisen. *)

Bei einem vortrefflichen Bau für ihren Schlag und kräftiger und tüchtiger Körperbeschaffenheit halten sie viel länger aus, als die der Reiterei, ohne so viel Abwartung zu verlangen. So wie sie aus dem Stall des Züchters herauskommen, können sie alle eingespannt werden, da sie schon mehr oder weniger daran gewöhnt sind. Ein vierjähriges Pferd, hauptsächlich von diesem Schlage, der früh reif wird, kann ohne Benachtheiligung für seine Entwickelung als Zugpferd verwendet werden.

Der gedrungene und ein wenig gemeine Bau der Artilleriepferde läßt die Ursachen wegfallen, welche die Dressur der gegenwärtigen Kavalleriepferde so schwierig und so viele Schonung dabei nothwendig machen; und wenn die Bedingungen und Lagen, in welchen sich die Artilleriepferde bei ihren gewöhnlichen Arbeiten befinden, sie zuweilen Unfällen und Verwundungen aussetzen, so bleiben sie dafür frei von dem Druck in dem Gliede der Schwadronen, dem man die Krankheiten der Brust- und Athmungsorgane schuld giebt, die Hauptquellen der Drusen und des Rotzes, dieser beiden Hauptgeißeln der Reiterei.

Aus dem Vorstehenden geht hervor, daß, abgesehen von dem Material — mit welchem unsere Artilleriewerkstätten und Zeughäuser so reichlich versehen sind, daß darin durchaus keine Gefahr des Mangels droht —,

*) Das Pferd, das uns fehlt, ist das eigentliche Kavalleriepferd. Und obgleich wir in Frankreich 3 Millionen Pferde besitzen, so läßt sich doch dem Bedarf unserer Regimenter im Frieden kaum genügen.

Beim geringsten Kriegslärm müssen wir uns an die Märkte des Auslandes wenden, um Pferde für unsere berittenen Truppen zu erlangen, und dieser traurige Nothbehelf kann uns außerdem in dem Augenblick fehlschlagen, wo seine Nothwendigkeit sich am fühlbarsten macht; — denn sowie ein europäischer Krieg sich im Anzuge zeigte, würden die auswärtigen Mächte sofort ihre Grenzen sperren und die Unmöglichkeit, bezüglich des Pferdebestandes unsere Regimenter auf dem Kriegsfuß erhalten zu können, würde uns kein anderes Auskunftsmittel übrig lassen, als das zu oft angewandte der Requisitionen: ein äußerstes und unheilvolles Mittel, welches in einem einzigen Tage und für lange Jahre die Zukunft der Production des Landes zu Grunde richtet.

Das neue Organisationsdecret für die Gestüte vom 19. Dezember 1860, welches an die Spitze der Verwaltung Männer von Fach und von bedeutender Geltung in der öffentlichen Meinung gestellt hat, wird, wie Alles voraussehen läßt, eine große Verbesserung in diesen Verhältnissen herbeiführen; — und bald wird hoffentlich das Kriegsroß, dasjenige, welches die Unabhängigkeit und Ehre des Landes schützen soll, auf heimathlichem Boden erzeugt werden.

die prachtvolle Militärorganisation Frankreichs auf den ersten Ruf leicht zahlreiche bespannte, bemannte und mit Munitionsvorräthen versehene Batterien stellen und in's Feld rücken lassen kann, um dort die große, der Artillerie zugewiesene Rolle zu spielen.

Siebentes Capitel.

Von der Artillerie.

(Fortsetzung.)

Von der nützlichen Wirkung der Kanone.

Verhältniß der Artillerie zu der Stärke der Heere.

> In der Schlacht von Ravenna streckte eine, aus einer Feldschlange geschossene Kugel 33 Reiter nieder.
>
> Geschichte Bayard's.

> Das Verhältniß der drei Waffen zu einander ist zu allen Zeiten ein Gegenstand des Nachdenkens der großen Generale gewesen.
>
> Als nothwendig erkennen sie an: vier Geschütze auf 1000 Mann, was in Mannschaften das Achtel der Armee für das Artilleriepersonal ergiebt; zweitens eine Reiterei, gleich einem Viertel der Infanterie.
>
> Memoiren Napoleon's I.

Man hat sich vor Kurzem Mühe gegeben, nachzuweisen, wie sehr die Kanone der Flinte nachsteht, wenn es sich darum handelt, Menschen gefechtsunfähig zu machen. Wir wollen nicht erst zu untersuchen anfangen, ob es wirklich richtig ist, zu sagen, daß, wenn die nützliche Wirkung der Kanone mit eins für den Kugelschuß und mit fünf für den Kartätschenschuß dargestellt werde, die nützliche Wirkung der Flinte sich mit fünfzehn ausdrücke; — d. h. daß die Wirkung dreimal so groß wäre, wie die Wirkung der mit Kartätschen geladenen Kanone und fünfzehnmal so groß, wie die Wirkung der mit einer Kugel geladenen.

Wir wollen hier nur bemerken, indem wir uns auf die von dem Verfasser der „Eléments d'art militaire“ aufgestellten Grundsätze stützen, daß es nicht der Zweck des Artilleriefeuers ist, eine so große Anzahl Menschen als möglich zu tödten, sondern die Hindernisse, Menschen, Pferde oder Baulichkeiten verschwinden zu machen, welche den Zugang zu dem Punkte, auf den man wirken will, sperren.

Darauf beschränkt sich, wohlverstanden, die Rolle der Artillerie nicht; — diese Waffe ist auch noch in einer großen Anzahl von Fällen im höchsten Grade nützlich, und folgende davon sind die vornehmsten:

1. Bei den Vorwärtsmärschen dienen die der Avantgarde beigegebenen Geschütze dazu, den Feind in gehöriger Entfernung zu halten, die Aufmärsche zu decken und den Offensivbewegungen als Stütze zu dienen.

2. Bei den Rückzügen gebieten die Batterien des Nachtrabs der Verfolgung des Feindes durch ihr Feuer Stillstand, oder halten sie wenigstens auf.

3. In den Lagern und Stellungen erhält die Artillerie ihren Platz auf den ausspringenden Winkeln, auf den Stützpunkten, sie besetzt die vorgeschobenen Posten.

4. Im Gefecht wird sie benutzt, um in die Schlachtlinie eine Lücke zu reißen; diesen Zweck erfüllten bei Wagram vollkommen die hundert Geschütze, welche der vom Marschall Macdonald commandirten gewaltigen Colonne, beauftragt, das feindliche Centrum zu durchbrechen, vorausgingen.

5. Häufig dient sie dazu, ein Gefecht zu engagiren, um Zeit zu gewinnen. — So begnügte sich der Kaiser bei Montmirail, eine Kanonade zu engagiren, um den Feind bis zum Eintreffen seiner Verstärkungen festzuhalten.

6. Sie hat die gegenüber stehende Artillerie zu beschießen, die Kavallerieangriffe vorzubereiten und den Angriffscolonnen der Infanterie den Weg zu bahnen.

7. In der Defensive kreuzt sie ihr Feuer vor den zu vertheidigenden Punkten, beschießt die Debouchéen, die Gebüsche, Gehölze und Hohlwege, wo der Feind sich verdeckt aufstellen kann, und giebt den Flanken der Infanterie eine Anlehnung.

8. Schließlich giebt es, obgleich die Artillerie in ausgezeichneter Weise das Bedürfniß der Unterstützung hat, Verhältnisse, wo sie Hauptwaffe wird und wo sie, allein auftretend, durch ihr eigenes Feuer wirkt.

So forcirte 1813 Napoleon nur mit seiner Artillerie das Defilé von Hanau. — Das französische Heer eilte nach dem Unglückstage von Leipzig den Ufern des Rheines zu; in Hanau angekommen, fand es vor dem dortigen Defilé die ganze östreichisch-bairische Armee im Halbkreis aufgestellt, bereit, den Durchgang mit der Energie siegreicher Truppen streitig zu machen, während die französische Armee, ganz demoralisirt, nur auf die Garde-Infanterie und die Artillerie zählen konnte.

Parallel mit dem Walde, welcher an das Defilé und seinen Aus-

gang grenzte, lief ein Wirthschaftsweg hin. Napoleon kam auf den Gedanken, zuerst seine Artillerie durch das Defilé gehen zu lassen, sie auf dem Wege zu entwickeln, um die Straße rein zu fegen und der übrigen Armee das Debouchiren zu gestatten. Er ertheilte Drouot den Befehl, die ganze Artillerie zu nehmen — die allein der Demoralisation widerstanden hatte und von auserlesenen Mannschaften bedient war — und sie am Saume des Waldes in Batterie auffahren zu lassen.

Drouot brach zuerst mit einer Gardebatterie hervor und fuhr am Ende des Weges auf. Diese Batterie zog das ganze Feuer der bairischen Artillerie auf sich und deckte damit die anderen, die nach einander auf derselben Linie auffuhren.

Als die 60 Geschütze am Waldrande in Batterie standen, enfilirten und echarpirten sie die bairische Linie, zwangen sie, zurückzugehen, und die französische Armee, jetzt in Stand gesetzt, aus dem Defilé hervorzubrechen und sich zu entwickeln, brachte den Baiern eine blutige Niederlage bei.

Die zu jener Zeit, und selbst schon von Eylau (1807) an durch die Verwendung der Artillerie in großen Massen erlangten Erfolge haben den Gedanken eingegeben, daß diese Waffe das Hauptelement der zukünftigen Schlachten sein werde, weil alle Schlachten der zweiten Periode des Kaiserreichs (1809—1815) durch sie entschieden wurden; — und dieser Hypothese folgend, haben mehrere Schriftsteller die vortheilhafteste Weise zu entdecken versucht, in welcher man in Zukunft ihr Widerstand leisten könnte.

Trotz der erstaunlichen Fortschritte, welche wir in der Vervollkommnung der Schußwaffen machen, ist die Frage dennoch unentschiedener, als je.

Uns scheint dieses, nur auf Kanonenschüssen beruhende Kriegssystem an großen Uebelständen zu leiden: — da die Artillerie zur Hauptwaffe wird, bedarf sie viel beträchtlicheres Material und Munitionsvorräthe von ganz anderem Umfang, und die Armeen sind gezwungen, immer im Bereich der Depotplätze zu bleiben. Sie können sich daher nicht mit Leichtigkeit bewegen, wegen der Wichtigkeit, welche die Operationslinien annehmen, werden weniger manövrirfähig und verursachen schließlich unermeßliche Kosten.

Verhältniß der Artillerie zu der Stärke der Heere.

Vom Anfang des 17. Jahrhunderts an, wo Gustav Adolph die Artillerie vervollkommnet hatte, findet man dieselbe in ansehnlicher Zahl bei den europäischen Heeren.

Anstatt, wie heute, den verschiedenen taktischen Einheiten der Organisation beigegeben zu sein, bildete die Artillerie zu jener Zeit einen großen Park, aus welchem man sie am Schlachttage herausnahm und in welchen sie nach dem Gefecht wieder zurückkehrte.

Ludwig XIV. hatte eine zahlreiche Artillerie; — in der Schlacht von Malplaquet zählte die französische Armee 200 Geschütze.

Friedrich II. vermehrte sehr die Artillerie in seinem Heere; — bei Torgau hatten die Preußen 244 Kanonen.

Unter der Republik und dem Kaiserreich hat man in den meisten Schlachten große Massen Artillerie auftreten sehen.

Das Verhältniß der in den Heeren verwendeten Artillerie hängt ab von der Beschaffenheit des Bodens, auf dem man operirt, und von der Beschaffenheit der Truppen. Außerdem muß sie, ganz abgesehen von den Erwägungen, die ihre Stärke bestimmt haben, nach dem Verhältniß der ihr gegenüber stehenden Artillerie vermehrt werden; denn hat der Feind gar keine, wie die Araber, so kann man sie ganz entbehren, wie das Beispiel des Marschalls Bugeaud auf seinen afrikanischen Expeditionen zeigt.

Das am allgemeinsten angenommene Verhältniß bestimmt 2 Geschütze für 1000 Mann Infanterie und 4 für 1000 Mann Reiterei. — 1815 wurde diese Zahl um Vieles überstiegen; man ging bis 5 Geschütze auf 1000 Mann, weil die Armee zum großen Theil aus jungen Truppen bestand!

Aber dieses Verhältniß hat sich oft geändert. Mit kriegsgeübten Heeren haben die großen Feldherren der neueren Zeit angestanden, sich mit einer zahlreichen Artillerie schwerfälliger zu machen, und alsdann haben sie vielleicht die außerordentlichsten Thaten verrichtet; aber wenn sie in Folge zu langer und unglücklicher Kriege ihre alten Soldaten verloren hatten, oder ihre Reiterei vernichtet war, und wenn sie unter diesen Verhältnissen Krieg im Flachlande führen mußten, so hat man sie ihre jungen Truppen durch eine zahlreichere Artillerie stützen und noch denkwürdige Schlachten gewinnen sehen.

Man kann hierüber übrigens keine unbedingte Regel aufstellen. Mirabeau nimmt an, daß Friedrich II. 10 Feldgeschütze auf 1000 Mann hatte. Dieser Fürst, sagt Herr von Choiseul, hatte die Artillerie verhundertfacht; dennoch siegte er bei Roßbach, 1757, mit 10 Kanonen in Batterie. Aber man sieht aus dem Briefwechsel des Königs mit Schwerin, daß es bei den Oestreichern, die er ganz erfüllt von Kriegslisten nennt, „ohne viel Geschütze unendlich viel Leute kostete, sie zu schlagen."

Gribeauval (1765) nimmt 4 Geschütze auf 1000 Mann an.

1785 tadelt Turpin die übermäßige Vermehrung der Artillerie, die seit der Mitte des Jahrhunderts in's Feld geführt würde; er beklagt die Manie einer Macht, die, anstatt 40 Geschütze für 60,000 Mann, 200 auf das Schlachtfeld bringt.

Nachdem Napoleon I. zur Macht gelangt war, führte er die Artillerie seiner Heere auf ihr richtiges Verhältniß zurück; aber nach den Feldzügen, die seine Infanterie zu Grunde richteten, mußte er in der Vermehrung der Geschütze die Hülfsmittel suchen, die er bei Wagram und bei Lützen entwickelte; den 300,000 Mann, die zwischen Oder und Rhein operirten, gab er 1400 Geschütze, oder fast fünf auf 1000 Mann.

Die Zahl der Geschütze sollte nach Gassendi (1819) nach dem Verhältniß von 3 Stück auf 1000 Mann aller Waffen berechnet werden.

Dennoch schlagen Militärschriftsteller, die ihr ganzes Vertrauen auf das neue Gewehr setzen, vor, in Zukunft auf 1000 Mann Infanterie und Reiterei höchstens 1 Geschütz zu rechnen. Diese Zahl scheint uns nicht im Verhältniß mit der Wichtigkeit der Artillerie zu stehen, und wollen wir auch nicht näher darauf eingehen.

Wie groß immer das angenommene Verhältniß sein möge, jedenfalls ist es von Wichtigkeit, daß die zu verwendende Artillerie gut organisirt sei; eine einzige gut geleitete und gut bespannte Batterie wird mehr Dienste leisten, als zwei schlechtbespannte, die, da sie den Truppen nicht folgen können, sie aufhalten oder sie vorkommenden Falles nicht unterstützen können.

Achtes Capitel.

Taktik der Artillerie.

Die neue Artillerie gegenüber der neuen Flinte.

Der Kaiser beklagte sich, daß im Allgemeinen die Artillerie im Gefecht nicht genug feuerte.
Memorial von St. Helena.

Wenn Alles im Fortschreiten begriffen ist, kann die Waffe der Artillerie, die übervoll von Wissenschaft ist, nicht stehen bleiben.
Taktik der Artillerie.

Die Artillerie hat lange Zeit auf den Schlachtfeldern eine Rolle gespielt, ohne eines der taktischen Elemente der Heere zu sein.

Sie besaß damals keine Beweglichkeit, konnte nur aus einer einzigen Position schießen und konnte diese, einmal aufgestellt, nicht verlassen.

Zuweilen war sie lästig, und ihre Unbeweglichkeit konnte sogar schädlich werden.

Seit ihrer Entstehung hat die Artillerie beständig auf Vereinfachung ihres Materials hingestrebt.

Napoleon I. schrieb in seinen Memoiren: „Die Artillerie ist noch zu schwerfällig, zu complicirt; sie muß vereinfacht, gleichförmig gemacht, reducirt werden, bis man bei dem Einfachsten angekommen ist.“

Heutzutage ist sie so beweglich geworden, daß sie allen Bewegungen des Fußvolks und der Reiterei folgen kann.

In Folge der nach einander vorgenommenen Veränderungen im Material, haben wir in Frankreich seit Ludwig XIV. das System Vallière, — das System Gribeauval, — das des Artillerieausschusses, — das des Kaisers Napoleon III. gehabt und haben jetzt das der gezogenen Kanonen.

Die taktischen Eigenschaften der Artillerie bestehen lediglich in den verschiedenen Arten ihres Feuers; — aber ihre Wirksamkeit ist außerordentlich mächtig.

Der Kartätschenschuß bringt sehr zerstörende Wirkungen hervor und beherrscht eine sehr ausgedehnte Bodenfläche.

Die neuen Wurfgeschosse sind von großer Tragweite und großer Durchschlagekraft. Sie wirken, wie die alten Kugeln, durch ihr Aufschlagen und alsdann wie Kartätschen durch ihre Splitter.

Die Feldartillerie, die einzige, von der wir hier sprechen, verwendete bis vor Kurzem noch zwei Arten von Geschützen: — die Kanonen, bestimmt, eine Vollkugel gerade auf das Ziel zu werfen, und die Haubitzen, bestimmt, mit einem hohlen Sprenggeschoß einen oft versteckten Gegenstand zu treffen. — Heutzutage bedient man sich nur der gezogenen Kanone von nur einem Kaliber, die sowohl Hohlkugeln wie Kartätschenbüchsen schießt.

Erst nachdem man lange versuchsweise den Weg der Veränderungen und Vervollkommnungen gegangen, sieht die Artillerie fast mit einem Schlage eine rasche Umgestaltung in ihrem Material vor sich gehen. Die Initiative des Kaisers hat zu dieser wichtigen Verbesserung mächtig beigetragen.

Die neuen Kanonen — gezogen wie das Infanteriegewehr — haben eine Tragweite von 2400—3000 Metres und ihre Leichtigkeit ist der des alten Vierpfünders zu vergleichen; — sie scheinen dem Bedürfnisse eines Feldzuges genügen zu können.

Trotzdem hat der Fortschritt noch nicht sein letztes Wort gesprochen.

In England kennt man ebenfalls das System der gezogenen Kanonen. Die in der Krim versuchte Lancaster-Kanone hat nicht den von ihr gehegten Erwartungen entsprochen.

Was die Armstrong-Kanone betrifft, die von hinten geladen wird und deren Tragweite 8700 Metres erreicht, so versichert man in London, daß die englische Regierung von Artillerieoffizieren über die Unvollkommenheiten dieser in China verwendeten Kanone die bittersten Klagen vernommen habe. *)

„Es ist jetzt festgestellt,“ wird hinzugesetzt, „daß in Folge der leicht verderblichen Natur der Kartuschen die meisten theils durch den Transport, theils durch die Wirkung des Klimas unbrauchbar geworden sind.

„Außerdem zersetzt sich das Geschoß durch die galvanische Wirkung der Metalle, aus denen es zusammengesetzt ist, des Eisens und des Bleies. — Diejenigen, welche noch in gutem Zustande zu sein scheinen, werden hauptsächlich unseren eigenen Plänkerern gefährlich, indem sich das Blei von dem Eisen trennt, sowie das Geschoß das Rohr verläßt.“

Die Gebirgsartillerie besteht aus leichten Geschützen, deren

*) Siehe die gründliche Abhandlung Xavier Raymond's im Journal des Débats vom 15. Januar 1861.

Rohr ein Maulthier trägt, während die Laffette von einem andern fortgeschafft wird.

In Ostindien und im Orient schafft man diese Gebirgsgeschütze auf Elephanten oder Kameelen fort.

Maulthiere tragen die der piemontesischen Armee. In dem corsikanischen Feldzuge 1768 haben die Franzosen zum ersten Male Schlittenlaffetten verwendet.

Welches das beste System der Gebirgsartillerie sei, war 1822, vor dem Feldzug nach Spanien, noch unentschieden. Das Terrain Andalusiens und die Banden des Ballesteros lehrten die Franzosen die ganze Wichtigkeit der Organisation der Gebirgsartillerie, womit man sich zu beschäftigen bis dahin nicht nothwendig gefunden hatte.

Der Feldzug in Catalonien, 1823, zeigte von Neuem ihre Nützlichkeit, und seitdem haben die Expedition nach Morea, der Krieg in Algerien, die Feldzüge in der Krim und in Italien Gebirgsbatterien gefordert.

Der Hauptmangel dieser Art Artillerie liegt in der Schwierigkeit, sich bei dem Ausbruch eines Gebirgskrieges abgerichtete Maulthiere und geübte Maulthiertreiber zu verschaffen. Dies ist ein fast unübersteigliches Hinderniß, weil man sie in Friedenszeiten nicht behalten kann, und es unmöglich ist, die Transportmittel zu improvisiren, wenn sich das Bedürfniß fühlbar macht.

Um diesen Uebelständen für die Zukunft vorzubeugen, hat die französische Regierung nach dem letzten italienischen Feldzuge angeordnet, die Maulthiere und Packpferde während des Friedens bei den Landbauern in Pflege zu geben. (Ministerial-Entscheidung vom 10. August 1859.)

Rakete. Die Rakete wird schon seit Jahrhunderten im Orient im Kriege verwendet. Bei der Belagerung von Delhi, 1493, hatte Tamerlan sehr viel von den Raketen zu leiden, welche die Belagerten auf seine Truppen schleuderten.

1805 machte Oberstlieutenant Congreve in England mit den längst vergessenen Raketen zahlreiche Versuche und gab seinen Namen den Congreve-Raketen, deren Anwendung er vervollkommnet hatte.

Die Verwendung dieser sehr leichten Raketen ist leicht und einfach. Eine Person kann mehrere tragen und ein damit beladener Wagen versorgt ein ganzes Bataillon; aber ihre Tragweite ist ungleich und wenig sicher; auch muß, um sie nützlich zu verwenden, das Schußfeld sehr beschränkt sein. Im Gebirge und in Schluchten werden die Congreve-Raketen den meisten Erfolg haben.

Im Ganzen jedoch hat die Verwendung dieser Raketen zweifelhafte Ergebnisse oder Wirkungen von geringer Wichtigkeit gehabt.

So ließ Congreve seine Wurfgeschosse zum ersten Male, aber ohne Erfolg, 1806 gegen die Flotille von Boulogne spielen. Dagegen verwendeten seine Landsleute sie mit zerstörender Wirkung gegen Kopenhagen und bei der Beschießung von Vliessingen. Andererseits brachten sie nur geringe Wirkungen gegen mehrere Städte hervor, welche Gassendi aufzählt.

In der Schlacht von Leipzig, 1813, tritt bei der preußischen Armee eine Schwadron englischer Raketirer auf; sie nannte sich Rocket-Corps und bediente eine Congreve-Batterie.

Bei Waterloo hatten die Engländer ebenfalls Raketenbatterien, die nur eine mittelmäßige Wirkung hervorbrachten, was zum Theil Ursache von der geringen Wichtigkeit ist, welche die französische Artillerie diesen Kriegsmaschinen beilegt.

Während des letzten italienischen Feldzugs machten die Oestreicher von diesen Raketen ziemlich häufigen Gebrauch. Um von der Meinung, oder vielmehr der Verachtung, mit welcher die Franzosen diese Art Wurfgeschosse betrachteten, einen Begriff zu geben, führen wir eine familiäre, aber ausdrucksvolle Aeußerung eines Offiziers vom Generalstabe an, die in einem nach der Schlacht von Solferino geschriebenen Privatbriefe vorkommt: „Wir sind dem Feuer einer Raketenbatterie ausgesetzt gewesen," schreibt er, „die uns mit ihren Schweinereien bedeckt hat."

Außer den Granaten verwendet die Artillerie noch ein anderes Hohlgeschoß von demselben Kaliber, die Shrapnells, das beim Explodiren außer seinen Sprengstücken zahlreiche Kugeln bis in große Entfernung schleudert. *)

Die taktische Verwendung der Artillerie auf den Schlachtfeldern kann sehr verschiedenartig sein; sie hängt von den Bodenverhältnissen und den Umständen ab.

*) Das Wort Shrapnell ist synonym mit spherical case-shot und bezeichnet, nach der Abhandlung des Prinzen Ludwig Napoleon (1836), ein von dem englischen Oberst Shrapnell erfundenes Wurfgeschoß.

Der erste Versuch damit wurde, jedoch mit geringem Erfolg, in der Schlacht von Toulouse gemacht. Es ist eine Hohlkugel, außer der Sprengladung noch mit Flintenkugeln gefüllt.

Gewöhnlich ist die Vertheilung in Batterien vortheilhafter, vorausgesetzt, daß sie ihr Feuer auf die Angriffspunkte concentriren, weil sie dem feindlichen Feuer weniger Fläche darbieten und sie es von allen Seiten fassen.

Aber es giebt glänzende Beispiele von der unwiderstehlichen Wirkung großer Batterien, gebildet durch die Zusammenziehung von hundert Geschützen, die gleichzeitig rasch vorgehen und Alles niederschmettern; der Ueberblick des Obergenerals hat zu entscheiden, was für jede Gelegenheit am besten paßt.

Nach den Vorschriften Friedrichs II. darf die Artillerie nicht auf die ihr gegenüberstehenden Geschütze schießen, sondern auf die Truppenmassen, die sie unterstützen; ebensowenig darf sie ihr Feuer auf eine ganze Linie vertheilen, sondern muß es concentriren.

Wird man durch irgend einen Umstand zu einem Artilleriegefecht gezwungen, so müssen nach diesem Concentrirungsprincip alle Schüsse zuerst auf das Geschütz auf dem rechten Flügel convergiren, bis es demontirt ist, worauf man dasselbe Manöver mit dem Geschütz neben ihm wiederholt, und so fort.

Die Artillerie, welche zur Abwehr gegen Reiterei in Carrés formirte Infanterie unterstützt, ist der Gefahr ausgesetzt, von dieser Kavallerie überritten zu werden, wenn sie sich nicht zurückziehen kann. In diesem Falle wäre es nach mehreren neueren Schriftstellern nicht tadelnswerth, das Beispiel anderer Armeen nachzuahmen, welche die Artilleristen und die Bespannung abfahren, die Geschütze aber für den Augenblick stehen lassen, da sie so von der feindlichen Reiterei nicht fortgeschafft werden können. Die Bedienungsmannschaft kehrt wieder zu ihren Geschützen zurück, so wie der Angriff vorüber ist, und kann schneller wieder zu feuern anfangen.

Doch darf sich eine Batterie nicht eher zurückziehen, als bis sie fast aus unmittelbarster Nähe eine Kartätschensalve gegeben hat, die vielleicht die angegriffenen Infanteriecarrés rettet.

Wenn eine Batterie sich isolirt und ohne genügende Unterstützung sieht, so ziehe sie sich zurück, ohne einen Kavallerieangriff abzuwarten, den sie nicht zurückweisen kann. Ist man jedoch gezwungen, in dieser Lage auszuharren, so kann man zu einem Mittel seine Zuflucht nehmen, das, mit Kaltblütigkeit angewendet, mehr als einmal angeschlagen hat. Hier ist ein bemerkenswerthes Beispiel:

Ein General, der bei Wagram Hauptmann der reitenden Artillerie

der Garde war, stand ohne Unterstützung in einer vorgeschobenen Stellung, die aber zu wichtig war, als daß er sie hätte verlassen dürfen. Als er eine Kavalleriemasse Anstalten treffen sah, ihn anzugreifen, ließ er mit Schießen aufhören, bis sie sich in Bewegung setzte, ließ nun eine Kartätschenbüchse auf jede Kugel laden und befahl, als die ersten Pferde bis auf 50 Schritte heran waren, mit allen Geschützen gleichzeitig zu feuern.

Die Wirkung dieses plötzlichen, auf eine tiefe Stille folgenden Donnergekrachs war, daß die Pferde in ihrem Laufe stockten, dann sich einander über den Haufen rannten und mit größerer Schnelligkeit sich zerstreuten, als sie angestürmt waren. Als die Reiterei sich gesammelt hatte, versuchte sie einen zweiten Angriff, der auf dieselbe Weise zurückgewiesen wurde. *)

Diese Waffenthat giebt uns Gelegenheit, die schon so oft ausgesprochene Bemerkung zu wiederholen: daß die Taktik der verschiedenen Waffen in Folge der weittragenden Schußwaffen nicht nothwendiger Weise eine radicale Umänderung erleiden müsse; denn wir sehen, daß das beste Vertheidigungsmittel für die Artillerie wie für die Infanterie ist, in einer großen Anzahl von Fällen abzuwarten, bis der Feind auf kurze Entfernung heran ist, und dann zu schießen.

Die Sorge, eine vortheilhafte Aufstellung zu erwählen, muß die Aufmerksamkeit eines Batteriechefs beschäftigen. Ein Graben von nur unbedeutender Tiefe, eine Bodenfalte, die man zu benutzen weiß, einige Schritte weiter vorwärts oder zur Seite genügen zuweilen, um eine Batterie vor dem furchtbarsten Feuer zu schützen; aber wenn die Aufstellung der Truppen, denen man eine Anlehnung geben soll, nicht gestattet, eine günstige Aufstellung für die Geschütze zu wählen, muß man wenigstens die Munitionswagen in Sicherheit bringen, indem man sie ein wenig weiter, als gewöhnlich nothwendig ist, zurückfahren läßt.

Nicht minder wichtig ist es, darauf zu sehen, daß die Munition nicht verschwendet und nicht nutzlos geschossen wird. Wie oft hat man sich nicht durch Hintenansetzung dieser Regel am Schlusse eines langen Gefechts, im Augenblicke der kritischsten Entscheidung, fast ohne Munition befunden?

Man muß dem leidenschaftlichen Drängen der Truppen zu widerstehen wissen, die nach dem Kanonendonner verlangen, so wie sie dem Feinde gegenüber stehen, und mitunter sogar den Generalen, die minde-

*) Encyclopédie du XIX. siècle.

stens mit einigen Artilleriesalven in Linie rücken wollen. Ist man genöthigt, nachzugeben, so muß man es langsam zu thun wissen und seine ganze Thätigkeit auf die nützlichen Augenblicke aufsparen.

Moralische Wirkung der Artillerie.

„Die Artillerie hat, genau genommen, nicht dahin zu streben, so viel Menschen als möglich zu tödten, sondern Unordnung und Furcht zu verbreiten.

„Nicht die Anzahl der Todten macht die Schlachten gewinnen, sondern die Unordnung und Furcht derer, welche sie überleben.“

Die Erfahrung hat gezeigt, daß die moralische Wirkung der Artillerie im umgekehrten Verhältniß zur Kriegsgewohnheit steht.

„1792,“ berichtet General Remond, „sah man ein Freiwilligenbataillon wie eine Heerde Schafe vor dem Einschlagen einer Kartätschenkugel fliehen, und kurze Zeit darauf fand man dieses selbe Bataillon unter den Tapfersten kämpfen und mit Scham an seine erste Feuertaufe zurückdenken. Dies kommt daher, daß die Verwundung von einer Kanonenkugel, einer Granate oder einer Kartätschgranate, im Vergleich mit der von einer Flintenkugel oder einem Säbelhieb herrührenden, einen viel lebhaftern Eindruck auf die moralische Haltung des Soldaten macht.

„Der Soldat, der von einer Flintenkugel oder einem Säbelhiebe verwundet ist, geht zu Fuß nach dem Verbandplatz; — die Verwundung durch die Kanonenkugel ist viel tödtlicher.“

Eine Kanonenkugel kann durch 20 Glieder in einer Colonne schlagen.

Wir unterscheiden also die materielle Wirkung der Artillerie von ihrer moralischen.

In dieser letztern Hinsicht darf diese Wirkung nicht leicht behandelt werden, und wenn man auf die Einbildungskraft des Soldaten Rücksicht nimmt, wird man zugeben müssen, daß er nur, nachdem er einige Schlachten mitgemacht hat, die Artillerie verachten kann; und dann auch darf sie ihr Feuer nicht mit Macht auf einen Punkt concentriren.

Bei Eylau kämpften gewiß kriegsgewohnte und auserlesene Truppen mit einander, und dennoch sah man das 7. Corps (das Augereau's) von einer starken feindlichen Batterie zusammengeschmettert und von der russischen Infanterie auf Eylau zurückgeworfen werden. — Zum Glück

machte unsere Reiterei diese Niederlage durch einen heldenmüthigen Angriff in geschlossener Colonne wieder gut und sicherte durch diese erhabene Hingebung einen unserer größten Siege.

In vielen Schlachten, so oft Napoleon auf einem Punkt auf den Widerstand kriegsgewohnter Truppen, die von fester Haltung waren, stieß, verfehlte er nie, dort Geschütze zu concentriren, vornehmlich wenn der Punkt entscheidend war. Für dies Verfahren bestimmte ihn seine Feldherrnerfahrung und seine Waffenspecialität; man muß daher die moralische Wirkung der Artillerie als klassisch und didaktisch zugeben.

Die neue Artillerie gegenüber dem neuen Schießgewehr.

Offiziere, die keine besonderen Vertheidiger der Artillerie sind, behaupten, daß sich mit den neuen Gewehren die Batterien leicht von den Infanterieplänkerern zerstören ließen. — „Nehmen wir an," schreibt einer von ihnen, „daß sechs Geschütze versuchen, in Batterie aufzufahren; sie nehmen eine Bodenstrecke ein, die breit genug ist, und bieten auf dieser Bodenstrecke sechs Gruppen dar, die zahlreich genug an Pferden und Menschen sind, um es leicht zu machen, sie bei mittelmäßiger Geschicklichkeit mit einem Kugelregen zu überschütten.

„Fünfzig Plänkerer, mit genügenden Abständen zwischen einander, um den Geschützen wenig Zielpunkte zu geben, senden ihnen in 50 Minuten 500 Geschosse zu, von denen mindestens hundert die Bedienungsmannschaften oder die Bespannungen treffen und die Batterie desorganisiren.*)

*) Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Plänkerer bereits so große Fortschritte gemacht haben, um auf dem Schlachtfeld von 500 Gegnern 100 zu treffen. Wenn man dem Journal de l'Armée glauben darf, so kann man kaum rechnen, daß von 500 Kugeln eine den Feind trifft.

Bei der Eroberung von Algier, 1830, verbrauchte unsere Infanterie in wenigen Tagen fast 4,000,000 Patronen. Es hätte an Munition gefehlt, wenn der Widerstand der Araber länger gedauert hätte. Und ihre Verluste beschränkten sich fast auf diejenigen, welche sie durch die Artillerie erlitten.

Wir geben noch ein anderes Beispiel, welches beweist, daß man in Preußen nicht geschickter gewesen ist, als in Frankreich. In der Schlacht bei Czaslau verschoß die preußische Infanterie 750,000 Patronen und auf Seiten der Oestreicher gab es nicht mehr als 3000 Todte und Verwundete. Von diesen muß man noch alle abziehen, die durch vier Kavallerieangriffe umkamen, wozu nach demselben Verhältniß noch 300,000 Patronen erforderlich gewesen wären. „Nach dieser Berechnung," sagt ein Schriftsteller, „sind in diesem Gefecht demnach 1,047,000 Flintenschüsse auf die Sperlinge und Maulwürfe abgefeuert worden."

„Vermindern sich die Entfernungen und zieht sich das Gefecht hinaus, so muß sich die Sache immer besser zu Gunsten der Plänkerer stellen, welche ihre Verluste aus ihren Reserven ersetzen, während die Intensität des Geschützfeuers fühlbar abnimmt, in dem Maaße, wie die Bedienungsmannschaften außer Gefecht gesetzt werden."

Dabei ist hervorzuheben, daß in dem angeführten Falle die große Tragweite des Gewehrs mit der Leichtigkeit, mit welcher die Plänkerer die Artilleristen kampfunfähig machen, nichts zu thun hat; denn auf kurze Entfernung kann die Trefffähigkeit der neuen Waffe und die der alten als identisch betrachtet werden.

In der Hypothese, um die es sich handelt, kommt es daher sehr wenig darauf an, ob die Tragweite des Gewehrs 1000 oder 500 Metres ist, oder nur 250, wie ehedem.

Wenn daher die gegenwärtige Tragweite des Gewehrs das Verhältniß nicht verändert, können wir uns, indem wir Jenen antworten, welche glauben, die Artillerie könnte leicht durch Plänkerer kampfunfähig gemacht werden, auf die Meinung Kaiser Napoleon's I. berufen.

Dieser große Feldherr sagt: „Sich auf die Geschütze stürzen und sie mit blanker Waffe nehmen, oder die Bedienungsmannschaften von Plänkerern niederschießen zu lassen, sind chimärische Ideen. Das kann manchmal vorkommen; — und haben wir nicht Beispiele, daß Festungen durch einen Handstreich genommen worden sind?"

Eine gute Infanterie ist ohne Zweifel der Nerv der Armee; aber wenn sie lange mit einer sehr überlegenen Artillerie zu kämpfen hat, so geräth sie gewiß außer Fassung und wird vernichtet.

In den ersten Feldzügen des Revolutionskrieges war auf französischer Seite stets die beste Waffe die Artillerie; ich weiß kein Beispiel in diesem Kriege, wo 20 Geschütze, angemessen aufgestellt und in Batterie aufgefahren, durch einen Bajonettangriff in Feindeshand gefallen wären.

Es kann vorkommen, daß ein General, der besser zu manövriren weiß und geschickter ist, als sein Gegner, und der über eine bessere Infanterie verfügt, während eines Theiles des Feldzuges Erfolge erringt, obgleich er dem Gegner hinsichtlich des Artillerieparks nachsteht; aber am entscheidenden Tage einer allgemeinen Schlacht wird er seine Schwäche an Artillerie auf das schmerzlichste fühlen.

Schließlich setzt der Kaiser hinzu, daß heutzutage die Artillerie für das Schicksal der Armeen und Völker die eigentliche entscheidende Waffe sei, — daß man mit Kanonenschüssen kämpfe, wie mit Faustschlägen, und

daß in der Schlacht wie bei der Belagerung die Kunst gegenwärtig darin bestände, eine große Anzahl Schüsse auf denselben Punkt convergiren zu machen; — daß, so wie die Schlacht einmal ordentlich im Gange sei, derjenige sicher den Sieg davontragen werde, der plötzlich auf einen und denselben Punkt und ohne daß es der Feind erfahre und erwarte, eine Masse Artillerie zu versammeln wisse.

Das, sagte er, sei sein großes Geheimniß und seine große Taktik gewesen.

Von der Ingenieurwaffe.

Die Ingenieure erbauen die permanenten und die Feldbefestigungswerke. — Sie leiten den Angriff und die Vertheidigung der befestigten Plätze. — Sie ziehen in den Krieg.

Man kann mit Sicherheit behaupten, daß es unter diesen drei Gesichtspunkten in keiner militärischen Körperschaft der Welt mehr Geschicklichkeit und Patriotismus giebt, als in unserem Ingenieurcorps.

General Foy.

Als wir in unserer Vorrede sagten, wir würden die Taktik der drei Waffen, Infanterie, Reiterei und Artillerie behandeln, haben wir die Ingenieurwaffe nicht erwähnt. *)

Angesichts der Wichtigkeit, welche der Belagerungskrieg vor Antwerpen, Rom und vorzüglich in der Krim erlangt hat, wird man jedoch nicht die mächtige Mitwirkung einer Waffe mißkennen, welche Mantua und Danzig zum Falle brachte, welche zur Eroberung von Saragossa, Tortosa, Taragona, Rodrigo, Badajoz mächtig beitrug; — welche die Engländer von Burgos zurückwies und welcher es durch ihre Mitwir-

*) Bei der Mehrzahl der auswärtigen Mächte, wo Artillerie und Ingenieurcorps vereinigt sind, ist der Ausdruck die drei Waffen richtig. — In Frankreich ist er es nicht mehr, seit die Ordonnanz von 1758 sie in zwei besondere Corps getrennt hat, und gegenwärtig bildet das Ingenieurcorps in Wirklichkeit eine vierte Waffe.

Wie man sagt, hat General Paixhans vorgeschlagen, die Artillerie und das Ingenieurcorps von Neuem zu vereinigen und ihnen den gemeinschaftlichen Namen Polytechnie zu geben; — jedenfalls, um jeden Conflict zwischen diesen beiden Specialcorps zu vermeiden.

In der That hat man unsern beiden gelehrten Waffen, die Schwestern sein sollten, den Vorwurf gemacht, eifersüchtig und neidisch auf einander zu sein. — Marschall Gouvion-Saint-Cyr sagte, daß er sich in Catalonien zwischen dem Commandanten seiner Artillerie und dem seines Ingenieurcorps befunden habe wie ein Kranker zwischen zwei Aerzten, fest entschlossen, sich nicht zu verständigen.

kung gelang, die Vertheidigung San Sebastians bis zum glorreichsten Aeußersten zu verlängern.

Die Geschichte des Ingenieurcorps von der Aera unserer Wiedergeburt an, seine Dienste, seine Arbeiten, seine Zukunft sind in Folge der Stelle aus dem Werke des General Foy kurz angedeutet:

„Europa ist mit unseren Redouten und unseren Verschanzungen bedeckt gewesen. Bei Belagerungen waren die Ingenieuroffiziere die Seele des Angriffs und der Nerv der Vertheidigung ... Im Kriege, im freien Felde, haben sie die Recognoscirungsarbeit übernommen und sich als unsere besten Generalstabsoffiziere gezeigt. — Wo hätten wir welche gefunden, deren Bildung so gründlich gewesen wäre und deren Hingebung so viele Prüfungen hätte aushalten können?"

General Foy würde heutzutage dieses glänzende Lob nicht zu schmälern brauchen. — Die Ingenieuroffiziere sind nicht ausgeartet. Sie haben dies in unseren letzten Feldzügen bewiesen. Sie haben es in Afrika bewiesen, wo sie für die Eroberung ebensowohl, wie für die Colonisation so viele Dienste geleistet und wo sie Frankreich berühmte Männer geliefert haben, deren Namen der Geschichte angehören.

Setzen wir nur noch hinzu, daß die Ingenieurmannschaften in jeder Hinsicht der Offiziere dieses Elitecorps würdig sind, und daß sie nöthigenfalls das Schanzzeug hinzulegen wissen, um zur Flinte und zum Bajonett zu greifen, mit der größten Energie die von ihnen gebauten Arbeiten zu vertheidigen, zum Angriff vorwärts zu stürmen und Breschen zu erobern, oder auf denselben zu sterben, immer aber mit den besten Linientruppen zu wetteifern.

Die Gesammtstärke des Ingenieurcorps auf dem Friedensfuß ist 684 Offiziere und 5840 Mann. Auf dem Kriegsfuße beträgt sie 770 Offiziere und 11,190 Mann, — also 11,960 Offiziere und Mannschaften auf dem Kriegsfuß.

Schlägt man die Linien- und Gardeinfanterie auf dem Kriegsfuß auf 398,000 Mann an, so finden wir, daß das Verhältniß der Ingenieurwaffe zur Infanterie fast wie 1 : 33 ist. *)

Im Felde hat das Ingenieurcorps zu besorgen: die permanenten Befestigungsarbeiten, — die offenen oder unterirdischen Arbeiten zur Vertheidigung oder zum Angriff der festen Plätze, und die Recognoscirungen, welche diesen Arbeiten vorausgehen.

---

*) Recherches sur l'organisation du corps génie en France, par C. Heydt.

Es können ihm auch übertragen werden: die Feldbefestigungswerke, welche die Oberbefehlshaber oder die Divisionsgenerale anzulegen angemessen finden, — wie Epaulements — Laufgräben — Redouten — kleine Forts — Blockhäuser — Brückenköpfe — verschanzte Linien und Lager — Ueberschwemmungsdeiche u. s. w.; — die Marsch- und Operationsarbeiten, wie die Freimachung von Durchgängen — der Bau, die Wiederherstellung oder die Zerstörung einer Straße, einer stehenden Brücke u. s. w.

Bei Sturmangriffen marschiren Abtheilungen des Ingenieurcorps, mit Aexten, Petarden, Leitern u. s. w. ausgerüstet, mit an der Spitze der Sturmcolonne, um die Hindernisse, welche den Marsch aufhalten können, zu beseitigen und zu übersteigen.

Die Anzahl der Ingenieurtruppe, die man einer Armee beigiebt, hängt von der Art des Krieges und der Beschaffenheit des Kriegstheaters ab. — Im Krimkriege und dem italienischen Feldzuge hatte man den Armeen, die aus Armeecorps zusammengesetzt waren, für jede Infanteriedivision eine Ingenieurcompagnie beigegeben und außerdem befand sich noch eine Reserve-Ingenieurcompagnie in dem Hauptquartier jedes Armeecorps.

Zwei Compagnien Minirer, eine Abtheilung Sapeurs-Conducteurs und eine Section Ingenieurarbeiter waren dem Ingenieurpark, der dem großen Hauptquartier der Armee folgte, noch besonders beigegeben.

Ebenso wie man die Bedeutung der Dienstleistungen der Reiterei und der Artillerie zu verkleinern sucht, hat man auch das Ingenieurcorps nicht verschont; — man hat über den geringen Nutzen seines Personals geklagt, und ausgezeichnete militärische Schriftsteller haben das Aufgeben oder mindestens die Verminderung einer großen Anzahl unserer festen Plätze verlangt.

Da dieser letztere Vorschlag in kurzen Zwischenräumen wiederkehrt, so muß man sich bemühen, die ebenso einfachen als unbestrittenen Gründe, die zu Gunsten der Erhaltung unserer Bollwerke geltend gemacht werden, zum Gemeingut zu machen.

Wir werden jedoch nicht an alle von den urtheilsfähigsten und einsichtsvollsten Offizieren veröffentlichten Schriften gegen das System der Verminderung unserer festen Plätze erinnern, sondern nur auf die des Marschall Gouvion-Saint-Cyr und des General Valazé hinweisen und die Ansicht des Kaisers Napoleon anführen.

„Das Vertheidigungssystem der flandrischen Grenze,“ sagt der Kai-

ser, „ist zum großen Theil von Vauban entworfen, aber dieser Ingenieur war genöthigt, sich den schon vorhandenen Plänen anzuschließen.

„50,000 Mann Nationalgarde genügen, um es vor einem Handstreich und vor In-Brand-Schießung sicher zu stellen. Lille, Valenciennes... können ganzen Heeren eine Zuflucht gewähren, und ebenso die verschanzten Lager von Maubeuge und Cambrai.

„... Aber Vauban hat niemals behauptet, daß diese Festungen allein die Grenze verschließen könnten; er wollte, daß diese so befestigte Grenze einer minder mächtigen Armee gegen eine übermächtige Schutz gewähre; — daß sie ihm Mittel darbiete, Zeit zu gewinnen, damit die Unterstützungen eintreffen könnten.

„Zur Zeit der Niederlagen Ludwig's XIV. rettete dieses Festungssystem die Hauptstadt. Die Einnahme von Lille kostete dem Prinzen Eugen von Savoyen einen Feldzug; — die Belagerung von Landrecies gab Villars Gelegenheit, einen Umschwung des Glücks herbeizuführen.

„Hundert Jahre später, 1793, bei dem Verrath Dumouriez, retteten die flandrischen Festungen abermals Paris.

„Diese Festungslinie war 1814 von gleichem Nutzen...

„Als Napoleon über die Marne ging und gegen den Rücken der feindlichen Armee manövrirte, hätten, wenn der Verrath nicht die Thore von Paris geöffnet hätte, die Festungen dieser Grenze eine große Rolle gespielt.

„1815 wären sie ohne die Ereignisse in der Hauptstadt wieder von großem Nutzen gewesen, und man kann behaupten, daß diejenigen festen Plätze, welche sich hielten, auf die Bedingungen der Verträge und auf das Benehmen der verbündeten Könige 1814 und 1815 Einfluß gehabt haben."

Sicherlich wird Niemand die Wichtigkeit der Urtheile Napoleon's in militärischen Fragen anfechten. Man wird übrigens bemerken, daß die angeführte Ansicht sich auf Gründe stützt, deren Werth das Befestigungssystem, welches jetzt die Hauptstadt deckt, noch vermehrt.

Wir glauben daher nicht, daß Frankreich sich weniger auf seine befestigten Plätze verlassen darf, als früher; — im Gegentheil glauben wir, daß dieses Vertheidigungsmittel in den Händen seiner Militäringenieure fortfahren wird, unseren Nachbarn ein Gegenstand der Achtung und des Neides zu sein.

Neuntes Capitel.

Das Zusammenwirken der verschiedenen Waffen unter sich.

Zu einer Armee gehören Infanterie, Reiterei und Artillerie in richtigem Verhältniß; diese Waffen können nicht eine die andere ersetzen.

Denkwürdigkeiten Napoleon's I.

Infanteristen, Artilleristen und Reiter, seid einig! Erinnert euch, daß am Tage der Schlacht ein jeder des andern bedarf.

Napoleon in Aegypten.

Bei dem gegenwärtigen Zustande der Militärwissenschaft und in einer Zeit, wo Fortschritt und Vervollkommnungen auf allen Seiten auftauchen, aber ohne noch von der Erfahrung geprüft zu sein, kann die Combination der verschiedenen Waffen im Kriege nicht auf bestimmte Weise festgestellt werden. Dennoch wollen wir versuchen, einen Begriff von der gleichzeitigen Verwendung der verschiedenen, unter sich combinirten Waffen zu geben.

Wir haben gesehen, daß es die Eigenthümlichkeit der Infanterie ist, alle Oertlichkeiten besetzen zu können, besonders geeignet zu Defensivformationen zu sein und hauptsächlich durch das Feuer zu wirken.

Die Reiterei hat die Eigenthümlichkeit, geeignet zum Angriff zu sein und fast ausschließlich durch den Choc zu wirken.

Die Artillerie begünstigt alle Angriffs- und Vertheidigungsfälle, steigert ihre Intensität und trägt dazu bei, jeder Waffe ihr höchstes Maaß von Energie zu geben.

Das zu lösende Problem würde nun sein, die Truppen der verschiedenen Waffen so aufzustellen und in's Gefecht zu bringen, daß die besonderen Eigenschaften jeder derselben durch ihre Wechselbeziehung mit denen der beiden anderen die höchste Wirksamkeit erlangen.

Bei allen diesen Aufstellungen übernimmt eine der drei Waffen die Hauptrolle, und die anderen dienen ihr als Unterstützung. Die Verhältnisse, die Bodengestaltung, der Feind, den man vor sich hat, die Beschaffenheit und die Stärke seiner Waffen bestimmen immer, welcher die Hauptrolle zufällt.

Da wir gesagt haben, die Infanterie sei die einzige Waffe, für welche alle Bodenverhältnisse paßten, so sollte man meinen, daß sie in

allen Fällen die Hauptrolle spielen müsse; dennoch ist es nicht immer so; denn wenn ein aus Infanterie und Reiterei zusammengesetztes Corps auf sehr ebenem Boden zu fechten hat, so wird die Reiterei den Vorzug haben und die Infanterie die zweite Rolle übernehmen. Umgekehrt ist es, wenn das Gegentheil stattfindet und das Terrain durchschnitten und voller Hindernisse ist.

Die Artillerie ist, außer in sehr seltenen Ausnahmen, immer Unterstützungswaffe.

Die verschiedenen Waffen wirken unter sich auf viererlei verschiedene Weise zusammen und bringen neue taktische Einheiten hervor, nämlich...

1. Infanterie und Reiterei;
2. Infanterie und Artillerie;
3. Reiterei und Artillerie;
4. endlich Infanterie, Reiterei und Artillerie.

Untersuchen wir nach einander den Geist dieser vier verschiedenen Combinationen.

Infanterie und Reiterei.

Wenn die Infanterie die Hauptrolle zu spielen hat, was meistens der Fall ist, so stellt man sie auf dem Terrain auf, das sie besetzen und vertheidigen soll, und die Reiterei so, daß sie die schwachen Stellen der Schlachtordnung unterstützt. Nun sind aber die schwachen Stellen die Flanken, wenn sie nicht von natürlichen Hindernissen gedeckt sind: die Reiterei muß daher auf den beiden Flanken aufgestellt werden.

Diese Aufstellung erscheint der Theorie nach genügend, und man wendet sie häufig an, aber sie hat ihre mangelhafte Seite; die Reiterei wird dadurch zersplittert und sie verliert einen Theil ihrer Vortheile, da ihr das Auftreten in Masse günstiger ist.

Es ist daher besser, sie in einer Masse 200 oder 300 Metres hinter der Infanterielinie in Colonne mit Schwadronsfront aufzustellen. Diese Aufstellung läßt ihr alle Freiheit, rasch aufzumarschiren und sich auf die rechte oder die linke Flanke zu werfen, wenn sie bedroht wird. Und wenn beide Flanken zu gleicher Zeit bedroht werden, was übrigens ziemlich selten vorkommt, so ist es immer noch Zeit, sie zu theilen, um sie zu verwenden, wo sie von Nutzen ist, da die Schnelligkeit der Bewegungen dieser Waffe ihr immer gestattet, noch rechtzeitig einzutreffen.

In dem Falle, wo die Reiterei die Hauptwaffe ist, marschirt sie für gewöhnlich auf, weil sie sofort eingreifen soll. — Die zu ihrer Unterstützung bestimmte Infanterie kann Positionen besetzen und sie aufnehmen, wenn sie geworfen wird.

Man kann sogar die Reiterei unmittelbar von der Infanterie unterstützen lassen, welche alsdann auf eine besondere Weise aufgestellt wird, wovon uns die Schlacht von Austerlitz ein schönes Beispiel giebt, das angeführt zu werden verdient.

Von Blasowitz bis zur Straße von Brünn nach Austerlitz ist das Gelände wenig durchschnitten, und es war der einzige Theil des Schlachtfeldes, der sich zum wirksamen Eingreifen der Reiterei eignete. Auch hatten die Russen dort die ihrige zusammengezogen; die unserige war diesem Beispiel gefolgt und hatte sich vor der feindlichen Kavallerie aufgestellt, welche vortrefflich und der unserigen an Zahl beträchtlich überlegen war.

Der Kaiser glich unsere numerische Schwäche durch folgende Combination aus: er theilte seine Reiterei in zwei große Massen; die eine marschirte vorwärts in Linie auf — das war die leichte Reiterei unter Kellermann. Hinter dieser ersten Linie standen die Infanteriedivisionen Suchet und Cafarelli, schachbrettförmig in zwei Linien in Colonnen auf die Mitte formirt und bereit, Carrés zu bilden; in vierter Linie endlich stand die Kürassierdivision Nansouty.

Sehen wir uns diese Aufstellung näher an: — Hat die leichte Reiterei Erfolg, so rückt alsbald die Infanterie vor, der natürlich die Kürassiere folgen, und besetzt das gewonnene Terrain, um den Feind zu verhindern, es durch einen offensiven Rückstoß wieder zu erobern. Dies war sehr wichtig, weil, da dieses Terrain das einzige, zum Auftreten großer Kavalleriemassen geeignete war, man dadurch den Feind verhinderte, den besten Nutzen von seiner Reiterei zu ziehen.

Wird dagegen die leichte Reiterei geworfen, so schwärmt sie aus einander, geht durch die Intervallen des Fußvolks zurück und formirt sich hinter der Reserve von Neuem; die siegreiche Reiterei geräth bei der Verfolgung zwischen die Infanteriedivisionen, die Carrés gebildet haben; diese nehmen sie in ihr Kreuzfeuer und bringen ihr unermeßliche Verluste bei.

Nehmen wir selbst an, daß es der feindlichen Reiterei gelingt, über die letzten Carrés hinaus zu kommen, so wird sie doch nicht ohne eine

gewisse Unordnung auf unsere Kürassierdivision treffen, die ganz frisch ist und nicht verfehlen wird, sie kräftig zurückzuwerfen.

Diese Combination hatte ganz den gehofften Erfolg; unsere leichte Reiterei, von der feindlichen Reiterei, die eine auserlesene Truppe war (Garde-Ulanen), geworfen, formirte sich hinter den Kürassieren wieder. Die Russen wagten sich kühn zwischen die Carrés, wurden von einem mörderischen Feuer empfangen und sahen sich gezwungen, sich mit Zurücklassung vieler Todten zurückzuziehen.

Jetzt setzt sich die Kürassierdivision in Bewegung, geht in Zugscolonnen durch die Zwischenräume der Carrés durch, marschirt dann rasch auf, greift ihrerseits an und vervollständigt den Erfolg, indem sie den Feind von dem Terrain vertreibt, welches die Infanterie sofort besetzt.

Trotz dieses Beispiels, und obgleich diese Combination zwei wesentliche Eigenschaften, das Feuer und den Choc, vereinigt, darf man von ihr doch nur in einem sehr kleinen Maßstabe Gebrauch machen, und der Kaiser selbst hat gesagt, daß Infanterie und Reiterei, sich selbst überlassen, ohne Artillerie kein entscheidendes Resultat herbeiführen können.

Gegenwärtig bildet man meistens besondere Infanterie- und Reiterdivisionen, die neben einander kämpfen, ohne sich zu vermengen, und immer gesondert handeln, obgleich sie auf dasselbe Ziel hinarbeiten.

Infanterie und Artillerie.

Die Artillerie ist die Wurfwaffe im höchsten Sinne des Worts; mit der Infanterie vereinigt, vermehrt sie deren Wirksamkeit, da diese letztere ebenfalls vornehmlich durch ihr Feuer wirkt; da die Eigenschaften der beiden Waffen gleicher Art sind, verstärken sie sich gegenseitig.

Die Verbindung dieser beiden Waffen ist die günstigste von allen für die Defensive und bildet eine mächtige taktische Einheit. Da sich die Tragweite der Flinte und der Kanone verhältnißmäßig vermehrt hat, so werden sie aus größerer Entfernung als bisher wirksam, aber sonst wird sich in der Taktik dieser beiden vereinigten Waffen Nichts ändern.

Es wird daher wie bisher zwei verschiedene Arten der Verwendung der Artillerie in Verbindung mit der Infanterie geben. Im Allgemeinen theilt man sie in zwei Theile, die man rechts oder links der Linie auf-

stellt, um den Raum vor den Bataillonen mit Kreuz- oder convergirendem Feuer zu bestreichen. Auch werden Geschütze vor den Intervallen aufgestellt, die immer auf gleiche Weise durch Kreuzfeuer thätig sind.

Es kann kommen, daß die Infanterie nicht aufmarschirt ist, wie wir vorausgesetzt haben, sondern daß sie eine tiefe Formirung angenommen hat, nämlich das Carré; — in diesem Falle fällt der Artillerie die Bestimmung zu, die ausspringenden Winkel zu beschützen.

Der Widerstand der Division Pacthod, aus Nationalgarden aus der Vendée bestehend, die einen Artillerietransport geleiteten, ist ein in die Augen fallendes Beispiel der Vortrefflichkeit dieser Verbindung der beiden Waffen. — General Pacthod hatte seine Truppen schachbrettförmig in Carrés mit schräger Front aufgestellt; die Artillerie stand vor den Winkeln aller Seiten, wo der Angriff zu befürchten war. -- Der Teich von Saint Pons deckte den Rücken und verhinderte den Feind, die französische Division zu umgehen, oder sie in den Rücken zu nehmen.

Obgleich aber diese Einheit — Infanterie und Artillerie — von großer Solidität ist, und eine wirkungsvolle Feuerlinie hergiebt, leidet sie doch an dem Uebelstand, wenig beweglich zu sein. Eine so zusammengesetzte Armee ohne Reiterei kann weder das Terrain bis in ansehnliche Entfernung aufklären, noch seine Siege vervollständigen.

Reiterei und Artillerie.

Die Reiterei greift an, verfolgt, ist wirksam durch die Kraft ihres Chocs; die Artillerie ist nur wirksam durch die Kraft ihres Feuers, aber sie besitzt auch eine große Beweglichkeit. Durch Hülfe dieser letzteren Eigenschaft, die heutzutage bis zu einem hohen Grade ausgebildet ist, ergänzen und vervollständigen sich die Wirkungen beider Waffen gegenseitig.

Die Reiterei greift selten den Feind an, ohne den Angriff durch Beschießen mit schwerem Geschütz eingeleitet zu haben; diese Verbindung ist demnach vortrefflich zur Offensive in einem offenen, von wenig Hindernissen unterbrochenen Gelände.

Im Rückzugsfalle hält die Artillerie den Feind durch ihr Feuer auf und unter ihrem Schutz sammelt und formirt sich die Reiterei wieder; auch bei Verfolgungen ist sie ihr eine große Unterstützung.

„Wir wollen für die Reiterei," sagt General Remond, „eine Artillerie haben, leicht genug, um im Galopp auf einen entscheidenden Punkt des Schlachtfeldes zu eilen und die Infanterie zu überraschen, wenn sie sich noch in den Verlegenheiten der Colonnenaufmärsche befindet, und selbst auf die Plänkerer mit Kartätschen zu schießen. — Unser deus ex machina besteht in den zahlreichen leichten Batterien, die sich mit geflügelter Eile auf den entscheidenden Punkt in dem entscheidenden Augenblick stürzen.

„Wir werden uns unser ganzes Leben erinnern, gesehen zu haben, wie General Senarmont mit der Artillerie, die damals noch nicht erleichtert war, im Galopp zum Angriff vorging; und um jeden Preis verlangen wir, daß ein Theil der unsrigen galoppiren und 250—300 Metres in der Minute zurücklegen kann.

„Die Artillerie und die Reiterei sind zwei Partner gegen die Infanterie; — die Reiterei nöthigt sie, sich in Massen aufzustellen, und der Artillerie eine reiche Ernte zu gewähren; — die Artillerie schießt dafür Bresche in eine Infanterielinie, damit die Reiterei sie vollends durchbrechen kann. — Nun ist es aber bei dem Krieg von zwei Sperbern gegen einen Fasan nothwendig, daß sie leichte Schwingen haben."

Die Reiterei und die reitende Artillerie müssen, wie wir schon sagten, im Kriege zwei brüderliche Waffen, zwei unzertrennliche Gefährten sein; mit einem gegenseitigen Vertrauen auf ihre Schnelligkeit und Tapferkeit werden sie nie zaudern, die kühnsten Schläge zu führen.

Infanterie, Reiterei und Artillerie.

Durch diese Verbindung der drei Waffen erlangt man das vollkommenste aller bekannten taktischen Werkzeuge; denn der Feldherr, der sich der besonderen Eigenschaften jeder derselben zu bedienen weiß, gewinnt durch ihre Combination die vollständigsten Elemente für den Angriff und die Vertheidigung.

Indem wir kurz auf die Art hinweisen, in der man im Allgemeinen diese verschiedenen Eigenschaften anwendet, folgen wir den taktischen Grundsätzen des Marschalls Bugeaud.*)

*) Dieselben Grundsätze finden sich zum Theil wieder in dem Cours de tactique des General Dufour und in der Conférence des General Trochu.

Wir werden keine Rücksicht auf den Einfluß der Bodengestaltung nehmen; denn es ist unmöglich, Regeln für alle Verhältnisse, welche dabei vorkommen können, zu geben. Für den praktischen Offizier ist diese topographische Kenntniß die Frucht der Studien; bei dem Mann von Genie liegt diese Eigenschaft im Blick.

Das Terrain, hat Napoleon I. gesagt, ist das Schachbrett eines Armeebefehlshabers; die Wahl, die er in dieser Hinsicht zu treffen weiß, entscheidet über seine Geschicklichkeit oder über seine Unwissenheit.

Sowie die Truppen der verschiedenen Waffen auf dem Schlachtfeld angekommen sind, formiren sie sich auf dem einer jeden derselben angewiesenen Platze; die Infanterie, in Divisionen organisirt und combinirt mit ihren Batterien, nimmt das Centrum der Schlachtordnung ein, die meistens drei Linien bildet, deren dritte die Reserve darstellt.

Die Reiterei, mit der reitenden Artillerie combinirt und ebenfalls in Divisionen organisirt, steht auf den Flügeln in zweiter Linie, hinter der Infanterie.

Die Artillerie ist in zwei Theile getheilt. Die der Infanterie beigegebene formirt sich vor dem Centrum der Schlachtordnung; die zweite Hälfte befindet sich bei der Reserve.

Sobald diese Anordnungen getroffen sind, giebt der Oberbefehlshaber das Zeichen zum Beginn des Gefechts. Jeder seiner Unterbefehlshaber setzt sich in Stand, den empfangenen allgemeinen Befehlen, die ihm immer eine große Freiheit in der Wahl der Ausführungsmittel lassen, nachzukommen.

Er weiß z. B., daß der rechte Flügel die Hauptrolle übernehmen, daß sich die Linke nur schwach und so engagiren soll, um die Besorgnisse des Feindes zu erregen und ihn festzuhalten; danach verfährt er und richtet seine Bewegungen und Manöver auf das gemeinsame Ziel.

Da der Oberbefehlshaber nicht überall sein kann, kommt es den Unterbefehlshabern zu, seine Abwesenheit zu ersetzen und Alles anzuordnen, was kritische Verhältnisse verlangen können.

Die Infanterie leitet das Gefecht ein, indem sie ihre Plänkerer vorgehen läßt; sie gehen in aufgelöster Ordnung bis auf 1000 oder 1500 Schritt von der Schlachtlinie vor.

In Zwischenräumen von geschlosseneren Corps und einigen leichten Batterien unterstützt, bemühen sie sich, den Feind aufzuhalten, bis die Colonnen Zeit gefunden haben, sich zu entwickeln.

Handelt es sich um einen Angriff, so decken sie die Colonnen, die fortfahren vorzurücken, maskiren die Angriffsanordnungen, werfen die Plänkerer des Feindes zurück, erkunden seine letzten Anordnungen, entdecken die verwundbaren Stellen seiner Schlachtlinie, während sie ihn zugleich in Ungewißheit über den wahren Angriff lassen, der erst nach der vollständigen Entwicklung der Colonne, und wenn er so zu sagen in voller Ausführung begriffen ist, demaskirt wird.

Endlich aber kommt der Augenblick, wo die Plänkerer zurückgehen müssen, — entweder um unseren eigenen Colonnen zu gestatten, in's Gefecht einzugreifen, oder weil sie den Streitkräften des Feindes nicht länger Widerstand leisten können und sich gezwungen sehen, das Terrain aufzugeben, das sie aber mit Benutzung aller seiner Ungleichheiten streitig machen.

Wenn sie nur noch in einer kleinen Entfernung von der Schlachtlinie sind, die sich hinter ihnen entwickelt hat, ziehen sie sich schnell durch die Zwischenräume der Bataillone und schließen sich ihren verschiedenen Abtheilungen an, oder sammeln sich weiter rückwärts, je nachdem sie detachirt sind, oder ein besonderes Corps bilden.

Sowie die Front des Heeres demaskirt ist, fängt das Feuergefecht der ersten Linie an — anfangs das der Artillerie, dann das der Infanterie; das Feuern dauert so lange fort, bis die feindlichen Reihen anfangen, in einige Unordnung zu gerathen.

Jetzt ist der Augenblick gekommen, Angriffscolonnen zu bilden und im Sturmschritt vorzugehen.

Wenn bei dieser Offensivbewegung der Feind auf einem Punkte durchbrochen wird, so darf man sich nicht zu einer unüberlegten Verfolgung fortreißen lassen, sondern muß Halt machen, so rasch als möglich die Ordnung wieder herstellen, dann von Neuem gegen die zweite Linie vorrücken, die gewöhnlich durch die Niederlage der ersten erschüttert ist.

Erst wenn der Sieg überall entschieden ist, kann man ohne Gefahr den Feind verfolgen und seinen Rückzug in aufgelöste Flucht verwandeln; denn alsdann kann man ihn nach dem Ausdruck des Marschalls von Sachsen mit *Schweinsblasen in die Flucht schlagen*.

Wenn man dagegen gezwungen ist zu weichen, muß man bei dem Rückzug so geordnet als möglich bleiben und sich bereit halten, von dem geringsten Fehler der uns gegenüber stehenden Truppen Nutzen zu ziehen.

Uebrigens kommt die zweite Linie der ersten zu Hülfe und ersetzt sie, indem sie selbst zum Angriff übergeht. Dieses Vorrücken giebt der Truppe neuen Muth und verhindert sie, an den Rückzug zu denken; sie hält den Feind auf oder bringt ihn zum Weichen. Auf diese Weise hat man oft dasselbe Terrain von tapfern Truppen mehrere Male erobern und wiedererobern sehen.

Die Reiterei kann, wie wir schon im ersten Theil gesagt haben, in jedem Augenblick in der Schlacht eingreifen; sie darf keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, sich auf eine in Unordnung gerathene oder ihr die Flanke darbietende Infanterie zu stürzen, sich einer schlecht angelehnten Batterie zu bemächtigen, einen feindlichen Kavallerieangriff wirkungslos zu machen u. s. w.

Aber im Allgemeinen ist es vorzuziehen, sie erst so spät als möglich eingreifen zu lassen, weil sie gegen Ende des Gefechts besseres Spiel hat und frischer ist, um den Feind im Fall des Sieges zu verfolgen, oder ihm das Terrain streitig zu machen, wenn man im Nachtheil ist.

In allen Fällen muß die Reiterei, so viel steht fest, wenn sie sich einmal zum Angriff entschließt, ihn mit äußerster Kraft und vollständig durchführen, und zwar heutzutage mehr als je. Wenn sie wirklich vor der Infanterie Kehrt macht, wird sie die Ueberlegenheit der neuen Waffe auf das Schmerzlichste fühlen.

Die leichte Reiterei scharmützelt zu Anfang des Gefechts; — sie hält sich während der Dauer desselben schwadronenweise zusammen und überläßt sich der Verfolgung des Feindes, wenn dieser am Ende des Kampfes die Ebene mit seinen zersprengten Bataillonen und seinen Flüchtlingen bedeckt. — Alsdann geht die Reiterei in der Schwärmattake vor, durcheilt das Schlachtfeld, um die Unordnung des Feindes zu vermehren, ihm Gefangene abzunehmen oder durch Verhinderung jedes Versuchs, sich zu sammeln, ihn weit vom Schlachtfeld zu jagen.

Die Linienreiterei, aus Dragonern und Lanziers zusammengesetzt, hat das doppelte Vorrecht, wie Major de Lacombe voller Einsicht hervorhebt, von dem Chasseur die Leichtigkeit und von dem Kuirassier die Gewalt des Chocs zu besitzen. Nach einem Siege bringt der zur rechten Zeit über eine geschlagene Truppe herfallende Lanzier eine unermeßliche moralische Wirkung hervor, und kann einen mit Ordnung begonnenen Rückzug in verwirrte Flucht verwandeln.

Die Reservereiterei greift erst im entscheidenden Augenblick in das Gefecht ein; ihre Pferde würden zu ermüdet sein, wenn man anders

handeln wollte, und sie wäre nicht mehr so fähig die schöne Rolle zu spielen, zu der sie bestimmt ist. Soviel wie möglich muß sie vereinigt bleiben und ihre Anstrengungen überall hin richten, wo sie noch Widerstand sieht; — sie wirft Alles nieder, worauf sie stößt; — und wenn sie das Schlachtfeld reingefegt hat, entsendet sie einige Schwadronen zur Unterstützung der leichten Reiterei, welche die Verfolgung des Feindes begonnen hat.

Aber hauptsächlich wenn die Schlacht verloren ist und man an den Rückzug denken muß, sind die Kuirassiere berufen, ausgezeichnete Dienste zu leisten. Gewöhnlich in große Massen formirt, stürzt sich die Reservereiterei auf die siegreichen Corps, reitet sie über den Haufen und vernichtet sie, oder nöthigt sie wohl auch, an ihre eigene Vertheidigung zu denken, und indem sie so in der Verfolgung eine Stockung eintreten läßt, verschafft sie der Armee Zeit, eine günstige Stellung zu erreichen.

Diese mächtige und kostbare Waffe darf in einem solchen Augenblick nicht geschont werden; so oft sie zurückgeworfen ist, sammelt sie sich wieder, um von Neuem anzugreifen, bis ihr endlich die Nacht erlaubt, das Feld des Kampfes und der Ehre zu verlassen, um sich wieder der Armee anzuschließen, die sich in Folge der Unerschrockenheit und der Hingebung der Reiterei fern vom Gefecht hat neu formiren können.

Was die Artillerie betrifft, so ertönt ihr Donner während der ganzen Dauer des Gefechts. — Kaiser Napoleon I. klagte, daß im Allgemeinen die Artillerie in der Schlacht nicht genug feuerte. — Oft muß das schwere Geschütz schon vor den Plänkerern gehört werden, und das schwere Geschütz ist es auch, das den Feind nach gewonnenem Siege den Abschiedsgruß giebt.

Demungeachtet muß sie, damit sie sich nicht zu zeitig verschießt, sich zu schonen und immer zur rechten Zeit zu schießen wissen.

Die Artillerie wird manchmal in starken Batterien aufgestellt, um an einigen Stellen der gegenüberstehenden feindlichen Linie breite Breschen zu schießen, in welche sich die Reiterei werfen kann.

Ohne vielleicht so vereinigt mehr wirkliches Unheil anzurichten, als wenn sie auf der ganzen Front vertheilt ist, ist ihre moralische Wirkung doch viel beträchtlicher; — Entsetzen packt den Soldaten, wenn er auf einem beschränkten Raume den Tod sich vervielfältigen und ganze Bataillone vernichten sieht; er fängt an zu wanken, die Glieder wirbeln durcheinander, die Masse weicht zurück — und wenn in diesem Augen-

blick die Reiterei sich auf sie wirft, ist sie unfähig, ihr Widerstand zu leisten.

Die leichte Artillerie geht vor, um das Gefecht zu beginnen; soviel als möglich schießt sie in schräger Richtung, sowohl um die Fronte der Armee zu demaskiren, wie um die feindlichen Linien zu enfiliren oder en echarpe zu nehmen.

Diese Artillerie darf sich nicht scheuen, Etwas zu wagen; die Kühnheit ist eine der vornehmsten Eigenschaften ihrer Führer. Gewöhnlich von einigen Schwadronen begleitet, die ihr zur Deckung dienen, schwärmt sie auf den Flanken des Feindes herum, geht vor, zieht sich zurück, verweilt wenig auf einem Flecke, um dem auf sie gerichteten Feuer auszuweichen, und benutzt alle ihr günstigen Aufstellungen, um einige Salven zu geben.

Die Gangart der Artillerie muß sich der Gangart der Reiterei nähern, nicht nur um den Bewegungen derselben zu folgen, wenn sie vereint mit ihr auftritt, sondern auch, um in gewissen entscheidenden Momenten des Gefechts ohne Reiterei gegen Infanterie vorgehen zu können.

Die Reiterei, hat Jemand gesagt, ist die Waffe des Augenblicks; — dasselbe gilt oft von der Artillerie; in der That hat man bei der Rheinarmee Desaix mit der Reiterei, gemischt mit reitender Artillerie, manövriren und später Artilleriegenerale mit Batterien im Galopp Infanterielinien angreifen sehen.

So wie sich der Sieg zu unseren Gunsten entscheidet, unterstützt die reitende Artillerie die Reiterei, um die Rückzugsanordnungen zu erschweren: — Diese beiden vereinigten Waffen heften sich an die Schritte des Feindes, verfolgen ihn auf's Aeußerste und lassen ihm weder Ruhe noch Rast.

Die reitende Artillerie nimmt mit Vortheil auf den mäßigen Höhen Stellung, welche das Schlachtfeld beherrschen, ohne jedoch ihrem Feuer eine zu plongirende Richtung zu geben. — So viel als möglich stellt sie sich in den Verlängerungslinien der feindlichen Massen auf, richtet ihr Feuer auf die wesentlichen Punkte oder nimmt die feindlichen Colonnen in die Flanke.

Wenn die Artillerie die ihr gegenüberstehenden Batterien zum Schweigen gebracht hat, richtet sie ihr Feuer auf die Infanterie, um in derselben Bresche zu schießen; sie bemüht sich, ihre Colonne zu umfassen, sie am Aufmarschiren zu hindern und sie in achtungsvoller Ent-

fernung zu halten; sie wirft Granaten in die Schwadronen, beschießt sie mit Ricochetschüssen und verbreitet überall Tod und Entsetzen.

Das ist in der Kürze die Wirksamkeit der verschiedenen Waffen in den Gefechten, oder, um uns genauer auszudrücken, dies waren in den letzten Kriegen die Grundlagen der im Allgemeinen befolgten Methode. Aber diese Regeln, weit entfernt, unveränderlich zu sein, sind im Gegentheil abhängig von einer Unzahl von Verhältnissen, nach welchen der Obergeneral die Bestandtheile seiner Armee zu leiten und nöthigenfalls seine taktischen Combinationen zu verändern hat.

Werden die Vervollkommnung der Schußwaffen bei der Infanterie und der Artillerie, die Fortschritte der Reiterei, die größere Leichtigkeit der Verbindungen durch die Eisenbahnen, die Anwendung der electrischen Telegraphen große Veränderungen in der Kunst der Kriegführung zur Folge haben?

Einige nützliche Veränderungen werden gewiß in der Taktik vorgenommen werden, „aber diese werden mehr die Form und die Oberfläche berühren, als das Wesen und die Grundlage."

Und es ist wahrscheinlich — wir wiederholen es zum Schluß —, daß man sich in der Zukunft, wie in der Vergangenheit, wie auch General Jomini zu einer hochgestellten Person gesagt hat, in den großen strategischen Operationen und den großen Schlachtencombinationen den Sieg durch dieselben Grundsätze sichern wird, die ihn an die Fahnen der großen Feldherren aller Jahrhunderte, Alexander's und Cäsar's sowohl, wie Friedrich's II. und Napoleon's I. gefesselt haben.

Ein letztes Wort.

Wir haben in diesem Werkchen zu beweisen gesucht, daß die große Tragweite der Schußwaffen die Taktik der drei Waffen und namentlich die der Reiterei nicht wesentlich verändern werde. Vorzugsweise haben wir uns mit der Letzteren beschäftigt, weil sie die Waffe unserer Wahl ist und man sie ungerechter Weise herabgesetzt hat.

Es ist wahr, daß eine Reiterei nur vollkommen ist, so lange sie gute Pferde und ausgezeichnete, für den Krieg eingeübte Reiter besitzt.

Was die Pferde betrifft, so können die vom Kaiser der Generaldirection der Gestüte gegebenen neuen Grundlagen nicht verfehlen, zu sehr guten Ergebnissen zu führen.

Was die Reiter betrifft, so geben wir zu, daß die regelmäßigen Garnisonübungen ihnen nicht gestatten, die zum Kriegführen nöthigen Eigenschaften vollständig zu erlangen.

Aber indem der Marschall Kriegsminister angeordnet hat, der Einzelnabrichtung eine größere Entwickelung zu geben, hat er der Reiterei einen unermeßlichen Dienst geleistet und sie hat ihm neue Fortschritte im Reiten zu verdanken, obgleich die Uebungen, wie die provisorische Instruction sie vorschreibt, den Reiter nicht genug individualisiren.

Es wäre zu wünschen, daß man noch andere Mittel vorschriebe, unsere Mannschaften vorzubereiten, vereinzelt im Felde zu handeln; denn wenn sie Hindernisse überspringen, steile Berge ersteigen, in große Entfernungen Depeschen bringen, sich durch Wildbäche einen Weg suchen, Ströme durchfurthen oder durchschwimmen müssen, so setzt sie weder der beschränkte Unterricht in der Reitbahn, noch die Uebung auf den Landstraßen in den Stand, diese Schwierigkeiten zu überwinden und die wahre Kriegsreiterei zu werden, die Nichts aufhalten kann.*)

Die Schule, der wir unsere Vorbilder für die individuelle Ausbildung des Reiters entnehmen möchten, ist diejenige der Länder, wo das Pferd der Gefährte und Freund des Menschen ist.

Die Tataren, die Syrer und die Araber unserer afrikanischen Besitzungen, deren Geschicklichkeit im Reiten an die alten Numidier erinnert, sollten uns als Muster dienen.

Wie oft sieht man einen jungen Araber von 14 oder 15 Jahren allein zu Pferde einen Ausflug von 30 bis 40 Stunden in zwei oder drei Tagen antreten, im Freien übernachten und mit ganz frischem und rüstigem Pferde zurückkehren, nachdem er die durchschnittensten und schwierigsten Gelände zurückgelegt hat?

*) Um auf den Gedanken, der die provisorische Instruction für die Einzelnausbildung eingegeben hat, einzugeben, ohne uns von dem Geist der Reglements zu entfernen, haben wir einen Versuch gemacht, der schon gute Früchte getragen hat. — Er besteht darin, einzeln und nach einander unsere Lanziers erster Klasse auf verschiedenen Wegen oder in die freie Ebene hinauszuschicken, um einzeln allerlei Arten Wege oder unbedecktes Terrain zu bereiten. — Diese Uebung findet für eine gewisse Anzahl Reiter an den Tagen statt, die zum Ausreiten bestimmt sind. — Die Mannschaften zeigen eben soviel Eifer für diese Uebung wie Schonung für ihre Pferde, die sie lieber zu gewinnen scheinen.

Welche Erfahrung würden nicht unsere Reiter erlangen, wenn sie in ähnlicher Weise zu Pferde ausgebildet würden?

Folgen wir also in Frankreich so viel als möglich dem Beispiel dieser Musterreiter, und wenn wir keine Schulreiter gewinnen, so werden wir wenigstens kühne, solide, erfahrene, immer zum Ausrücken in's Feld bereite und auf alle Wechselfälle des Kriegs gefaßte militärische Reiter ausbilden.

Könnte man in Algerien nicht eine Pflanzschule junger französischer Reiter, untermischt mit Eingeborenen, begründen? — Wenn dieser Vorschlag oder vielmehr dieser Wunsch verwirklicht werden könnte, so wäre dies ein großer Gewinn.

Wir gestehen es, wir suchen auf allen Seiten Mittel, Mannschaften zu erlangen, die vor ihrem Eintritt in den Dienst schon mit Pferden umzugehen gewohnt gewesen sind; denn es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die Rekrutirung für unsere Reiterei, so wie sie heute ist, schlecht ist; — es wäre Zeit, sie anders einzurichten.

Was läßt sich in der That von einem Gesetz erwarten, welches erlaubt, in unsere Regimenter bis zu einem Alter von 30 Jahren Schlafmützenweber, die in ihrem ganzen Leben noch kein Pferd bestiegen haben, zu stecken?

Die Zukunft der Reiterei, das ist unsere tiefe Ueberzeugung, hängt hauptsächlich von einer besseren Einrichtung ihrer Rekrutirung ab, die ganz special sein muß.

Wir haben mit Bedauern gesehen, daß man Neigung zu haben scheint, die Dragoner und selbst die ganze Reiterei zu Fuß fechten zu lassen.

Sofort und ohne uns zu besinnen, haben wir uns erlaubt zu sagen, daß man heutzutage nicht mehr zu gleicher Zeit ein guter Reiter und ein guter Infanterist sein kann; — daß, wenn es unbedingt nothwendig sei, berittene Mannschaften zu haben, und um sie schneller als zu Fuß und weniger ermüdet auf einen anzugreifenden oder zu vertheidigenden Punkt zu schaffen, es besser wäre, tapfern Infanteristen, den Zouaven z. B., kleine Pferde zu geben, als irgend welches Regiment Reiterei absitzen zu lassen.

Dieser Vorschlag hat die Aufmerksamkeit Vieler erregt und wir glauben, daß er am geeigneten Orte um so bessere Aufnahme gefunden hat, als eine ähnliche Organisation bereits im Entwurf vorhanden war.

Dennoch haben einige Offiziere, welche dieses Zurückgehen auf eine alte Einrichtung nicht recht begriffen, sie bekämpft, ohne ihren Nutzen und die Uebelstände, denen sie abhilft, gründlich zu untersuchen.

Im Uebrigen geht es vielleicht den berittenen Zouaven wie der Kaisergarde, von der auch Niemand Etwas wissen wollte; — aber als man erfuhr, daß der Kaiser Anstalten treffe, sie zu formiren, wollte alle Welt darin eintreten.

Ob wir in dem andern Theile die verschiedenen, von uns aufgestellten Fragen richtig beantwortet haben, das überlassen wir dem Urtheil unserer Leser. Unzweifelhaft verlangt die Vertheidigung oder Bekämpfung so vieler auf die Tagesordnung gebrachter Veränderungen ein Wissen, welches uns ebenso fehlt, als die Autorität einer in zahlreichen Feldzügen erworbenen Erfahrung. Auch wäre es unser sehnlichster Wunsch, nachdem wir uns viele Fragen der Kriegskunst vorgelegt und die Lösung derselben mit der Feder in der Hand versucht haben, berufen zu werden, diese Theorien in die Praxis des Krieges zu übersetzen.

Advienne que pourra.... aber unterdessen wollten wir nicht angesichts von Vorschlägen schweigen, die uns ganz dazu angethan schienen, Zweifel über die Wichtigkeit unserer Waffe zu erregen und Entmuthigung unter unsern tapferen Reitern zu verbreiten.

Wirklich hat man nicht nur dem Gedanken einer radicalen Umgestaltung der Taktik und einer geringeren Wichtigkeit der Reiterei für die Zukunft Worte gegeben, nicht nur hat man diese Waffe dargestellt, als wäre ihre Zeit vorbei und als müßte sie auf einen geringsten Stand herabgesetzt werden, sondern man ist neuerdings so weit gegangen, den Vorschlag zu machen, der Reiterei den Säbel zu nehmen.

„Wir glauben," schreibt ein höherer Offizier der französischen Armee, indem er vom Säbel spricht, „wir glauben, daß man selbst den Reiter von dieser Last befreien sollte."

Dem Reiter seinen Säbel nehmen! Aber der Säbel ist der Reiter...

Einem Reiter in Friedenszeiten eine Zeit lang seinen Säbel nehmen, ist eine Disciplinarstrafe, dem Reiter in Kriegszeiten seinen Säbel nehmen, heißt keine Reiterei haben wollen. Selbst der Lanzier, obgleich mit der „eigentlichen Reiterwaffe" ausgerüstet, darf sich nie von seinem Säbel trennen.

Obgleich nicht zu fürchten ist, daß diese verschiedenen Vorschläge traurige Folgen haben, so haben wir doch nicht angestanden, so schwach

unsere Stimme ist, sie zu erheben, um unsere, in ihrer Nützlichkeit, in ihrer Einrichtung, in ihrer Taktik, in ihrer Existenz so ungerecht angegriffene Waffe zu ehren und zu vertheidigen.

Die Reiterei ist eine edle und empfindliche Waffe, man muß sie mit Achtung behandeln und nur mit der größten Zurückhaltung Veränderungen darin vornehmen, das haben unsere großen Feldherren laut ausgesprochen; und wenn es anders wäre, wollen wir nach ihnen sagen, ohne uns zu scheuen, von einem stolzen spanischen Worte Gebrauch zu machen:

Rührt nicht an die Königin!

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.